



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

4 2000

29. JAHRGANG





Breisach, St. Stephan, Reliquien-
schrein nach der Restaurierung
mit den heiligen Gervasius und
Protasius.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg

4 / 2000 29. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg,
Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart
Verantwortlich im Sinne des Presse-
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. S. Leutheußer-Holz
Stellvertreter: Dr. Christoph Unz
Redaktionsausschuss: Dr. H. G. Brand,
Dr. J. Breuer, Dr. H. Schäfer,
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm,
Dr. D. Zimdars.
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 20 000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher
Genehmigung des Landesdenkmal-
amtes. Quellenangaben und die Über-
lassung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Außenstelle Stuttgart, Baden-Württem-
bergische Bank Stuttgart,
Konto 10 54 633 100 (BLZ 600 200 30).
Verwendungszweck:
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.
bei Adressenänderung, wenden Sie sich
bitte direkt an Frau Glass-Werner
(Tel. 07 11/1694-549, vormittags).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg bei. Sie ist kosten-
los bei der Geschäftsstelle
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- 229 Editorial
Wolfgang E. Stopfel
- 230 Zum „Tag des offenen Denkmals“
Dieter Planck
- 233 Begrüßung
Ferdinand Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein
- 236 Eröffnungsansprache
Walter Döring
- 241 Grußwort
Carl Herzog von Württemberg
- 243 Grußwort
Klemens Izsak
- 245 Schloss Bartenstein
Sabine Weyrauch
- 249 Der Reliquienschrein zu Breisach
Geschichte und Restaurierung
Gisela König
- 254 „Ich wollte kein Wohnhaus
mehr bauen“
Die Villenbauten Egon Eiermanns
in Baden-Baden
Clemens Kieser
- 261 Funktionale Ästhetik am Rhein
Das Verwaltungsgebäude der
DEA-Scholven-Raffinerie in Karlsruhe
Ulrike Plate
- 264 Vom ersten Einbaum zum letzten
Lastensegler
Die neue Schifffahrtsabteilung
des Archäologischen Landesmuseums
Ralph Röber
- 271 Ein Wagenfahrer-Ring
aus Nürtingen
Glücksbringer oder „Fanartikel“?
Jutta Ronke
- 276 „Lieber Römer ausgraben
als arbeitslos“
Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen
und Archäologie
Karin Weiner
- Tagungsberichte:
- 278 Jahrestagung des Arbeitskreises
für Hausforschung
Iris Fromm-Kaup und Cornelia Lindenberg
- 281 „Was haben wir aus dem See
gemacht“?
Tagung des „Arbeitskreises Denkmal-
pflege am Bodensee“
Anne Overlack
- 285 Personalia
- 287 Ausstellung
- 288 Buchbesprechung

Editorial

Wolfgang E. Stopfel

Das Welterbekomitee der UNESCO hat auf seiner Tagung in Cairns (Australien) die Klosterinsel Reichenau zur Welterbestätte erklärt. Nach der Klosteranlage Maulbronn ist die Insel Reichenau das zweite Denkmal aus Baden-Württemberg in der Welterbeliste.

Die strengen Kriterien für die Aufnahme in die Liste des Weltkulturerbes erfüllt die Reichenau in besonderer Weise. Ohne Zweifel stellt das erhaltene Ensemble der drei mittelalterlichen Kirchen ein Meisterwerk der menschlichen Schöpferkraft dar. Auch als außergewöhnliches Zeugnis einer kulturellen Tradition kann man die Klosterinsel bezeichnen. Die Insel selbst und die drei berühmten Kirchen, die Klostergebäude von Mittelzell, die Verwaltungs- und Repräsentationsgebäude auf der Insel und schließlich auch die Einrichtungen für die Landwirtschaft, die früher der Versorgung des Klosters dienten, sind Zeugnisse einer uralten klösterlichen Tradition, zu der auch die erstaunliche Bedeutung gehört, die die religiösen Feste und Prozessionen noch heute für die Insel besitzen. Auch das Kriterium, ein hervorragendes Beispiel eines architektonischen Ensembles darzustellen, das mehrere bedeutsame Abschnitte der Geschichte versinnbildlicht, erfüllt die Klosterinsel Reichenau ohne jeden Zweifel. Die gut erhaltenen Kirchen der Insel bieten hervorragende Beispiele der klösterlichen Architektur vom 9. bis zum 12. Jahrhundert. Die sorgfältig restaurierten Wandmalereien in Oberzell machen die Reichenau zu einem künstlerischen Zentrum von großer Bedeutung für die europäische Kunstgeschichte des 10. und 11. Jahrhunderts. Dabei stehen die drei Kirchen nicht isoliert, sondern sind Teil von architektonischen und landschaftsgestaltenden Strukturen, die noch heute die Charakteristika einer mittelalterlichen Klosterherrschaft, die sich auf die ganze Insel erstreckte, ablesen lassen. Dazu gehören die bis ins 8. Jahrhundert zurückreichenden Klosteranlagen in Mittelzell, die Verwaltungsbauten des Klosters, die Klosterleutesiedlung um die Ergat mit dem Sitz des Ammanns. Dazu gehören vor allem die großen unbebauten Flächen zwischen den drei Ortsteilen, die von Anfang an für landwirtschaftliche Sonderkulturen zur Versorgung des Klosters genutzt wurden.

Zu den traditionellen Strukturen der Insel gehören schließlich auch die naturnahen Uferbereiche

und Schilfgürtel. Weit über die Hälfte der Fläche der Insel ist Landschaftsschutzgebiet.

Damit ist die Klosterinsel auch ein hervorragendes Beispiel einer menschlichen Siedlungsform oder Bodennutzung, die für eine bestimmte Kultur typisch ist, ein weiteres Kriterium der Weltkulturerbeliste.

Schließlich ist die Klosterinsel Reichenau auch in unmittelbarer Weise mit Ereignissen, Ideen und künstlerischen und literarischen Werken von außergewöhnlicher, universeller Bedeutung verknüpft. Reichenau spielte eine hervorragende und wichtige Rolle in der Politik und Kultur der karolingischen Zeit. Reichenauer Äbte waren Räte und Beamte am Kaiserhof, Prinzenerzieher, Diplomaten und Gesandte; schließlich wurden auch so bedeutende Bischofssitze wie Pavia und St. Denis von Reichenauer Mönchen besetzt. Der erste europäische Gartenbauakt entstand auf der Reichenau, ebenso der berühmte St. Galler Schemaplan eines benediktinischen Klosters, um 830.

Die Reichenauer Schule der Buchmalerei produzierte im 11. Jahrhundert so viele ausgezeichnete, mit Bildern geschmückte Handschriften, dass trotz aller Verluste noch rund vierzig der berühmten Reichenauer Codices in Bibliotheken der ganzen Welt als Schätze gehütet werden.

Der Name „Reichenau“ ist auf der ganzen Welt bekannt.

Der Antrag für die Aufnahme der Reichenau in die Liste des Weltkulturerbes mit seinen sehr umfangreichen Anlagen und Nachweisen wurde im Auftrag des Landes Baden-Württemberg durch das Landesdenkmalamt erarbeitet. Federführend war die örtlich zuständige Außenstelle Freiburg. Sie konnte sich der Mithilfe vieler Institutionen, des Naturschutzes, der Regional- und Lokalplanung und des Vermessungswesens sowie der Gemeinde Reichenau erfreuen.

Ein umfangreiches historisch-geographisches Gutachten über die historischen Strukturen im heutigen Landschaftsbild der Insel Reichenau wurde im Institut für Kulturgeographie der Universität Freiburg (Prof. Dr. Jörg Stadelbauer, Frau Dr. Birgit S. Neuer) verfasst, ein historisches Fachgutachten durch Prof. Dr. Alfons Zettler im Historischen Institut der Universität Dortmund.

Der Gemeinde Reichenau gilt unser herzlicher Glückwunsch.

Zum „Tag des offenen Denkmals“

Die Eröffnungsveranstaltung des „Tags des offenen Denkmals“ fand am 9. September 2000 auf Schloss Bartenstein, Stadt Schrozberg (Kreis Schwäbisch Hall) statt – erstmals in einem in Privatbesitz befindlichen Kulturdenkmal. Im Folgenden drucken wir die bei dieser Veranstaltung gehaltenen Reden ab.

Dieter Planck

Sehr verehrte Damen und Herren!

Es ist mir eine außerordentliche Freude, Sie heute hier im Landkreis Schwäbisch Hall in Bartenstein, einem kleinen, aus Sicht der Denkmalpflege hochbedeutenden Städtchen, begrüßen zu dürfen. Wir eröffnen den „Tag des offenen Denkmals“, als Beitrag der Denkmalpflege unseres Landes zu den „European Heritage Days“, einer Veranstaltung, die heute und morgen europaweit die Denkmalpflege in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses stellt. In fast allen europäischen Staaten wird am zweiten Sonntag im September mit dieser Großveranstaltung auf die herausragende kulturpolitische Bedeutung der Denkmalpflege als wesentlichem Faktor für die Erhaltung unserer vielfältigen Kulturdenkmallandschaft hingewiesen.

Zum achten Mal veranstalten wir den „Tag des offenen Denkmals“ in Baden-Württemberg. Zum ersten Mal aber sind wir mit der Eröffnungsveranstaltung zu Gast in einem Baudenkmal, das sich in Privatbesitz befindet – das Residenzschloss Bartenstein. Ich möchte Ihnen, sehr geehrter Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein, und Ihnen, sehr verehrte Fürstin, sehr herzlich Dank sagen, dass Sie uns dies ermöglicht haben. Nicht nur, dass wir auf diese Weise einen Blick hinter sonst verschlossene Türen werfen dürfen – wir lernen auch ermes- sen, welche Leistungen private Denkmaleigentümer erbringen, um Kulturdenkmale zu pflegen, womit sie zum unverwechselbaren Charakter unserer Landschaften beitragen.

Es ist schon Tradition geworden, sehr geehrter Herr Minister, dass Sie den „Tag des offenen Denkmals“ eröffnen und damit die politische Bedeutung der Denkmalpflege in Baden-Württemberg hervorheben. Sie wissen, nach wie vor ist die finanzielle Seite der Denkmalpflege noch verbesserungsfähig. Große Maßnahmen stehen an. Viele Denkmäler harren einer dringenden Sanierung. Ohne finanzielle Zuwendungen durch das Land kann die Denkmalpflege diese Aufgabe nicht bewältigen. Die Bereitschaft der Denkmaleigentümer, sich für ein Denkmal einzusetzen, sollte unterstützt werden können durch entspre-

chende finanzielle Zuwendungen und steuerliche Abschreibungsmöglichkeiten.

Sehr geehrter Herr Minister, es tut uns gut zu sehen, wie Sie sich für die Sache engagieren, und es freut uns, dass Sie sich so häufig einen eigenen Eindruck vor Ort verschaffen. Auch deshalb bin ich sehr zuversichtlich, dass Sie alles versuchen werden, die Denkmalpflege wieder in die Lage zu versetzen, ihrer Aufgabe angemessen nachzukommen. Denkmalpflege bedeutet nicht nur die Erhaltung von überkommenen Baudenkmalen, sondern diese Kulturdenkmäler sind Teil unserer Landschaft und prägen das Bild Baden-Württembergs, auch in ganz großem Maße als beliebtes Tourismusland. Wenn alljährlich Hunderttausende von Menschen unsere Denkmäler in Stadt und Land besichtigen, so ist dies nicht zuletzt das Ergebnis einer Denkmalpflege mit langer Tradition als öffentliche Aufgabe des Landes. Ein Sonderprogramm für die Denkmalpflege, so wie Sie es, sehr verehrter Herr Minister, in den letzten Monaten verschiedentlich angesprochen haben, wäre ein weiterer wesentlicher Faktor für die Erhaltung unserer Denkmäler. Wenn wir heute Schloss Bartenstein oder die Schlosskirche sehen, so wird deutlich, welche Maßnahmen und welche finanziellen Ressourcen notwendig sind, um solche Anlagen zu sichern.

Ebenso gilt mein Gruß Ihnen, Königliche Hoheit. Sie haben seit 15 Jahren als Vorstandsmitglied der Denkmalstiftung und als stellvertretender Vorstandsvorsitzender maßgeblichen Anteil am Wirken der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, einer Institution, die im Jahre 1985, nicht zuletzt auf Ihre Anregung hin, gegründet wurde. Seit dieser Zeit leistet sie alljährlich mit hohen finanziellen Zuwendungen einen wichtigen, manchesmal entscheidenden Beitrag zur Erhaltung unserer Denkmäler. Ich freue mich, dass Sie heute hier sind, um mit Ihrem Grußwort deutlich zu machen, worum es der Denkmalstiftung geht: nämlich um die Unterstützung bürgerlichen Engagements als wesentliche Voraussetzung und oft letzte Möglichkeit für die Erhaltung unserer Denkmäler. Ich hoffe und wünsche, dass die Stif-

tung auch in Zukunft in die Lage versetzt wird, dort helfen zu können, wo Zeugnisse unserer Geschichte in Gefahr sind.

Wir sind gerne in den Landkreis Schwäbisch Hall gekommen, eine Region, die herrliche Landschaften und herausragende Kulturdenkmäler vereint. Einen besonderen Gruß richte ich an Sie, Herr Izsak, als Bürgermeister der Stadt Schrozberg, und an Sie, Frau Nauber, als Ortsvorsteherin von Bartenstein. Sie haben sich spontan bereit erklärt, unsere Veranstaltung zu unterstützen und die nötigen Rahmenbedingungen zu schaffen. Dafür möchte ich Ihnen und allen Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sehr herzlich Dank sagen. Viele von Ihnen sind vielleicht zum ersten Mal in Bartenstein. Lassen Sie sich – u.a. durch die Führungen am Nachmittag – auf eine kleine Entdeckungsreise mitnehmen. Sie erfahren Spannendes über Architektur- Ausstattungsgeschichte und barocke Stadtplanung und können dies am Originalbestand verifizieren.

Mit der Entscheidung, den „Tag des offenen Denkmals“ auf Schloss Bartenstein zu eröffnen, wollten wir nicht nur ein herausragendes Baudenkmal vorstellen, sondern den Blick auf die Situation des privaten Denkmaleigentümers richten. Der Denkmaleigentümer ist der wichtigste Partner des Landesdenkmalamtes. Viele unserer Baudenkmäler gehören Privatpersonen, seien es Schlösser, einfache Bürgerhäuser oder historische Fabrikationsanlagen. Er leistet damit einen nicht zu überschätzenden Beitrag für die Allgemeinheit, wenn er sich für den Erhalt von Kulturdenkmälern einsetzt. Deshalb möchte ich diese Veranstaltung heute ganz bewusst dem privaten Denk-

maleigentümer widmen, als Dank und Ausdruck unserer Anerkennung für seine Leistungen. Die Konservatorinnen und Konservatoren des Landesdenkmalamtes unterstützen ihn dabei nach Kräften. So ist hier in Bartenstein der Chefrestaurator unseres Hauses, H. Reichwald, beratend tätig. Er wird Sie heute Nachmittag über die denkmalpflegerischen Maßnahmen in der Schlosskirche informieren. Die Sanierung des Brunnens im Schlosshof betreut unser Steinrestaurator Herr Wölbert, mit der Restaurierung der bedeutenden Barockorgel in der Kirche ist der Orgelexperte des Landesdenkmalamtes, Dr. Könner, befasst. Alle bereits abgeschlossenen und noch anstehenden Sanierungsbauabschnitte wurden bzw. werden von den Gebietskonservatorinnen Frau Roggenbuck und jetzt von Frau Dr. Weyrauch begleitet. Frau Weyrauch wird Sie am Nachmittag darüber informieren.

Bitte machen Sie sich den Sachverstand des Landesdenkmalamtes zunutze und lassen Sie sich rechtzeitig von den Fachleuten unseres Hauses beraten – kostenlos, wohlgemerkt! Ich meine – und das erleben Sie hier vor Ort –, dass sich das Ergebnis gemeinsamer Anstrengung sehen lässt. Dies alles bedarf natürlich der finanziellen Absicherung. Ein Blick auf die Zuschussbewilligungen des Landesdenkmalamtes zeigt, dass im Jahre 1999 von insgesamt 488 bewilligten Zuschüssen mit einem Gesamtvolumen von knapp 34 Mio. DM 282 Anträge von privaten Denkmaleigentümern mit einem Finanzvolumen von 19,9 Mio. DM berücksichtigt werden konnten. Im Vergleich dazu konnten bei den kommunalen Denkmaleigentümern 75 Anträge mit einem Gesamtvolumen



1 Blick auf Schloss Bartenstein (Foto: O. Braasch, LDA, Nr. 6724/39).

men von 4,5 Mio. DM gefördert werden. 131 Anträge mit rund 9,5 Mio. DM entfielen auf kirchliche Bauten. Der Anteil der Privaten lag damit bei rund 58% aller Fälle und Fördersummen. Diese Zahlen machen deutlich, wie wichtig dem Land die Förderung des privaten Eigentümers als eine der zentralen Aufgaben der staatlichen Denkmalpflege ist.

Gerade der „Tag des offenen Denkmals“ ist eine Veranstaltung, an der Kulturdenkmale, die mit öffentlichen Geldern erhalten werden, seien sie in privater oder öffentlicher Hand, geöffnet werden, um sie den Bürgerinnen und Bürgern des Landes zu zeigen. Es geht dabei nicht zuletzt auch um die Anerkennung des privaten Einsatzes vieler Denkmaleigentümer für Denkmalschutz und Denkmalpflege. Das Landesdenkmalamt und seine Partner möchten an diesem Wochenende über ihre Arbeit, über die Kriterien, die dieser Arbeit zugrunde liegen, aber auch über die Konzepte und Zielstellungen für denkmalverträgliches Bauen informieren. Die Kolleginnen und Kollegen der Landesarchäologie wollen an diesem Tage zeigen, was bei oftmals langwierigen Bauvorhaben vorausgehenden archäologischen Rettungsgrabungen erarbeitet werden kann, welche Ergebnisse für die historische Forschung unseres Landes, aber auch welche herausragenden kulturgeschichtlichen Zeugnisse für die Museen und Sammlungen des Landes und damit für die Öffentlichkeit erschlossen werden können. Ziel ist es, mit dieser Veranstaltung Verständnis für die Bedeutung zu wecken, Kulturdenkmale in Gegenwart und Zukunft zu sichern.

Das Landesdenkmalamt hat, wie in den Jahren zuvor, alle am Sonntag zugänglichen Denkmale in einer Broschüre zusammengefasst. Wie ich aus meinem Öffentlichkeitsreferat höre, hat sie reißenden Absatz gefunden. Über 500 Objekte, darunter zahlreiche archäologische Ausgrabungen – wiederum mehr als 1999 – sind aufgeführt und können besucht werden.

Es ist mir an dieser Stelle ein ganz besonderes Anliegen, Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren Privatdenkmaleigentümer, sehr herzlich zu danken, dass Sie sich mit Ihren Familien für viele Baudenkmäler in Baden-Württemberg einsetzen. Ich kann nur hoffen und wünschen, dass auch die politischen Gremien unseres Landes und des Bundes diesen Einsatz schätzen und entsprechend würdigen. Nicht nur die finanziellen Zuwendungen des Landes, sondern auch die notwendigen steuerlichen Abschreibungsmöglichkeiten müssen für die Zukunft im Sinne einer wirkungsvollen Arbeit für die Erhaltung unserer Denkmäler gesichert werden. Die Verbesserung des Dialoges zwischen Denkmalbehörden, Eigentümern, Architekten und den sich ehrenamtlich auf dem Gebiet der Denkmalpflege engagierenden Bürgern, ist für uns ständige Herausforderung. Alle, die in diesem Feld tätig sind, rufe ich zu einem fairen Miteinander auf. Selbstkritisch muss gefragt werden, wieso Bürger teilweise die denkmalpflegerischen Forderungen als „willkürlich“ empfinden. Ich denke, unsere heutige Veranstaltung sollte Anlass sein, gerade hierüber nachzudenken und gemeinsam Wege zu finden, um den Dialog zu suchen und das gegenseitige Verständnis zu verbessern – zum Wohle unserer Denkmäler.

Allen, die sich heute und morgen für den „Tag des offenen Denkmals“ im Lande Baden-Württemberg einsetzen, wünsche ich, dass ihr außerordentliches Engagement durch vielfältiges Interesse breiter Bevölkerungskreise belohnt wird.

Prof. Dr. Dieter Planck
Präsident des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

Begrüßung

Ferdinand Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein

Im Bewusstsein, dass es für meine Familie und für mich eine besondere Ehre und Freude darstellt, dass die Eröffnungsfeier des „Tages des Denkmals“ hier in Bartenstein stattfindet, heiße ich Sie sehr herzlich willkommen und danke Ihnen, dass Sie den für manche von Ihnen recht weiten Weg nicht gescheut haben, hierher zu kommen. Eine besondere Verpflichtung bedeutet für uns, dass mit Bartenstein – Schloss mit Schlosskirche, Hofgarten mit Pavillon und Stadt mit zwei von früher drei erhaltenen Stadttoren – zum ersten Mal ein Baudenkmal in privater Hand und eine ehemalige Kleinstadt mit geringem Bekanntheitsgrad Mittelpunkt der zentralen Veranstaltung im Zuge des „Tages des Denkmals“ sein kann. Für die Chance, die Probleme und Nöte der Baudenkmäler in Privatbesitz der Allgemeinheit näher bringen zu können, danke ich allen, die sich Bartenstein für diese Veranstaltung erkoren haben, sehr herzlich – besonders Ihnen, Herr Präsident Prof. Dr. Planck und Ihnen, Herr Landeskonservator Meckes.

Ich bin in diesem Haus geboren und weiß heute, dass meine am weitesten zurückreichenden Erinnerungen etwas mit Denkmalschutz, in diesem Fall im negativen Sinn, zu tun haben, nämlich der Beschuss Bartensteins im April 1945 durch amerikanische Truppen. Im Vergleich mit anderen Schlössern kam Bartenstein mit einem blauen Auge davon, was so viel heißen soll, wie einige Löcher im Dach und kein heil gebliebenes Fenster.

Sehr wohl erinnere ich mich, wie mein Vater sich zu einem Meister des Tauschhandels entwickelte und es fertigbrachte, die Löcher im Dach zu schließen und die Fenster wieder verglasten zu lassen und das im Mai 1945. Genauso geprägt hat sich in meine Erinnerung die stille Wut meines Vaters, als er tatenlos zusehen musste, wie Football spielende GI's die frisch verglasten Fenster ganz gezielt wieder einwarfen.

Noch in der Reichsmarkzeit ließ mein Vater dann die ramponierte Fassade des Innenhofs neu verputzen und streichen. Drei Wochen nach Entfernen des Gerüsts waren dann Verputz und Farbe wieder abgefallen, und für meinen Vater war es ein schwacher Trost, dass der betrügerische Malermeister hinter Schloss und Riegel wanderte und er die Prozedur der Fassadenrenovierung wiederholen musste – diesmal allerdings gegen DM.

Nach dem frühen Tod meines Vaters oblag es dann meiner Mutter, weitere Renovierungen und Unterhaltungsmaßnahmen durchführen zu lassen. Besonders möchte ich dabei die Gesamtrenovierung der Schlosskirche 1952 und die Rettung des einsturzbedrohten Pavillons im Hofgarten 1957 hervorheben. Auch den Einbau einer Zentralheizung und den Anschluss an das Abwassernetz möchte ich nicht unerwähnt lassen, denn beide Maßnahmen trugen und tragen noch heute zu einer sinnvollen Nutzung bei.



1 Der Innenhof von Schloss Bartenstein.

Ab 1968 war es dann meine Aufgabe, Renovierungsmaßnahmen nachzuholen, die keiner meiner Vorgänger – seit Erbauung des Schlosses – für notwendig erachtet hatte, wie zum Beispiel den Verputz der West- und Nordfassade, die von Wind und Wetter so ausgespült war, dass allein die Kirchennordfassade 19t Material schluckte. Dann musste ich mich auch dazu entschließen, die Innenhoffassade erneuern zu lassen, inklusive die der beiden Kavalieregebäude. Kaum war das Äußere des Schlosses soweit in Ordnung, durfte ich in einer ganzen Reihe von Zimmern des ersten Stocks einschließlich des Vorsaals – hier nebenan – das Gebälk und die Stuckdecke ersetzen lassen, denn man hatte unglücklicherweise die 7 m langen Balken im Zuge der Elektrifizierung 1904 in der Mitte angeschlitzt, um die dicken Leitungen unter Putz verlegen zu können. Zur finanziellen Belastung kam auch noch ein unvorstellbarer Schmutz und Staub, der für meine Familie unvergesslich geblieben ist. Glaubte ich dann, ich hätte jetzt für eine Weile Ruhe, sah ich mich getäuscht, denn dann fiel ein Bastionsturm in sich zusammen, der auf Dauer auch nicht als hohler Zahn so stehen bleiben konnte. Mit Verputz und Anstrich der immerhin 50 m langen und 18 m hohen Südfassade Mitte der achtziger Jahre möchte ich meinen kurzen Rückblick in Bezug auf Denkmalpflegemaßnahmen in und am Schloss Bartenstein abschließen, denn alle anderen Maßnahmen sind Gegenwart und – wie ich hoffe – Zukunft.

Während bei den Renovierungen, die mein Vater hatte durchführen lassen, das Material noch teurer war als die menschliche Arbeitskraft, und meine Mutter sich noch über eher symbolische Unterstützungsbeiträge seitens des damaligen Landesamts für Denkmalpflege freuen durfte, hätte ich keine einzige Maßnahme von 1968 bis 1988 ohne die beträchtliche Hilfe aus Stuttgart durchführen können, ohne in finanzielle Problemzonen zu geraten. An dieser Stelle möchte ich Herrn Dr. Cichy ganz besonders danken, der mich über viele Jahre bestens beraten und mir immer unbürokratisch geholfen hat.

Im Laufe der Jahrzehnte ist die Schere zwischen den traditionellen Einkünften der Schlossbesitzer, nämlich der aus Land- und Forstwirtschaft, und den Löhnen und Gehältern der Bauarbeiter und Restauratoren sehr zu Ungunsten der Bauherren aufgegangen, und umfassende Restaurierungsarbeiten an so großen Baudenkmalern, wie an diesem Schloss, sind ohne staatliche Unterstützung nicht mehr vorstellbar.

Lassen Sie mich mit der Gegenwart zum Schluss kommen. Herr Prof. Dr. Gebessler hat ein Jahr vor seiner Pensionierung als Präsident des Landesdenkmalamtes – für Bartenstein gerade noch rechtzeitig – den Blick Ihres Amtes auf Barten-

stein fokussiert, um ein neues Modewort zu benutzen.

Und Sie, sehr geehrter Herr Prof. Dr. Planck, haben dem ins Rollen gebrachten Stein noch weiteren Schwung verliehen. Unter Ihrer persönlichen Federführung, sehr geehrter Herr Landeskonservator Meckes, erhielt und erhält dieses Baudenkmal eine Verjüngungskur, die seit der Bebauung dieses Hauses einmalig ist und in dessen Baugeschichte eingehen wird.

Sie, meine sehr geehrten Herren des Landesdenkmalamtes mit Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern heilen mit den von Ihnen eingeleiteten und begleiteten Maßnahmen die Wunden, die die Zeit und das menschliche Unvermögen Baudenkmalern schlägt und auch in Zukunft schlagen wird und zu Erosion, Rost und Schimmel, zu handwerklichen Fehlern, finanziellen Mängelercheinungen und geschmacklichen Entgleisungen werden mit dem laufenden Fortschritt der Menschheit auch weitere Bedrohungen auf unsere Baudenkmalern zukommen, die eine Ausweitung des Denkmalschutzes unerlässlich machen werden und müssen.

In diesem Zusammenhang betrachte ich den Siedlungsdruck, der auch vor Baudenkmalern und deren Ensembles am liebsten nicht halt machen würde, als eine Bedrohung wie eine Herausforderung für den Denkmalschutz dieses neu angebrochenen Jahrhunderts. Wie kann ein romantisches Kloster noch wirken, wenn es von Autobahnzubringern eingeschlossen ist, oder eine Renaissance-Gartenanlage, die von gewaltigen Überlandleitungen überspannt ist, oder ein kunsthistorisch besonders wertvolles Schloss, dessen einst landschaftsprägende Dominanz nun von hässlichen Windkonvertern übernommen worden ist? Dass diese Probleme nicht von einem Amt für Denkmalschutz gelöst werden können, liegt schon auf Grund dessen Bestimmung und seines begrenzten Einflusses auf der Hand. Deshalb ist einmal mehr die Politik gefordert, die Fehler zu korrigieren, die sie sich mit dem Hinweis auf Fortschritt, Arbeitsplätze und widersprüchlicherweise sogar auf Umweltschutz, zu Lasten des Landschaftsschutzes und damit auch des Denkmalschutzes in jüngster Vergangenheit erlaubt hat. Wir alle sind aufgefordert, unsere Stimmen dann und dort zu erheben, wo Baudenkmalern und ihre Landschaft vor unmittelbarer Bedrohung stehen.

Gerade an dieser Stelle darf ich mit Genugtuung feststellen, dass der Denkmalschutz im Laufe der letzten Jahrzehnte steigendes Interesse bei unserer Bevölkerung findet, das sich im Zuspruch der Denkmalstiftungen widerspiegelt. Es ist mir eine große Freude, Vertreter hier begrüßen zu dürfen; und ich danke nicht nur für Ihr Kommen, sondern

für die Unterstützung, die ich durch beide Stiftungen habe erfahren dürfen.

Denkmalschutz ist eine tragende Säule der Kulturpflege, ein nationales Anliegen mit Auswirkungen auf das Ansehen unseres Landes in der ganzen Welt, eine Klammer, die viele Generationen – auch oder gerade die, die schon Geschichte sind, verbindet, ein Auftrag, der uns für die Zukunft verpflichtet. Der heutige Tag des Denkmals, im Gegensatz zu vielen anderen Tagen mit verschiedensten Zielrichtungen, wird von der Bevölkerung wahr- und angenommen wie ein Zeichen dafür, dass die Menschen nicht nur neugierig auf

bisher Verborgenes, sondern auch stolz darauf sind, dass ihr Land so viele Baudenkmäler über Jahrhunderte erhalten hat. Wir, die Besitzer privater Baudenkmäler, sind uns trotz der drückenden Bürde der Verantwortung bewusst und wünschen uns von Staat und Gesellschaft darin auch in Zukunft nicht allein gelassen zu werden.

*Ferdinand Fürst zu Hohenlohe-
Bartenstein
Schloss Bartenstein
74 575 Schrozberg*

Eröffnungsansprache

Walter Döring

Zunächst darf ich mich beim Gastgeber der heutigen Veranstaltung, Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein, für die Gastfreundschaft und die freundliche Begrüßung bedanken. Sie und ihre Familie haben es möglich gemacht, dass die Eröffnungsveranstaltung zum „Tag des offenen Denkmals“ in Baden-Württemberg erstmals, ganz der Intention des Tages entsprechend, in einem privaten Baudenkmal stattfinden kann.

Mein Dank gilt gleichermaßen der gastgebenden Gemeinde Schrozberg, in deren Teilort Bartenstein wir uns hier versammelt haben und Ihnen, Herr Bürgermeister Izsak.

Zur Eröffnung des diesjährigen „Tages des offenen Denkmals“ in Baden-Württemberg überbringe ich Ihnen allen die besten Grüße der Landesregierung.

Dieser Tag des offenen Denkmals im September eines jeden Jahres ist für mich bereits zu einem festen Termin geworden. Es ist mir Freude und Ehre, aus diesem Anlass auch in diesem Jahr wieder, hier in so eindrucksvoller Umgebung auf Schloss Bartenstein – und noch dazu in meinem Heimatkreis – zu Ihnen sprechen zu können.

Dieser besondere Tag, den wir in Baden-Württemberg in diesem Jahr bereits zum achten Mal veranstalten, ist Bestandteil der „European Heritage Days“, die 1991 vom Europarat initiiert wurden und jährlich wachsende Beteiligung der Veranstalter wie auch überwältigenden Besucherzustrom verzeichnen. Seinen Ursprung hatte die Idee eines „Tages des offenen Denkmals“ bereits 1984 in Frankreich. Dort hatte sie sich sofort als außergewöhnlich erfolgreich erwiesen. Sehr schnell griff sie auf andere europäische Länder über. 1999 besuchten in 46 europäischen Ländern fast 19,5 Mio. Menschen mehr als 30 000 historische Bauten und Stätten.

Morgen, am Tag der bundesweiten Veranstaltung unter dem Motto „Alte Bauten – neue Chancen“ steht ein neuer Teilnehmer- und wohl auch Besucherrekord zu erwarten. In ganz Deutschland werden mehr als 6000 historische Bauten, Parks und archäologische Grabungen in 2500 Gemeinden offen stehen. Das ist ein Teilnehmerzuwachs von 20% gegenüber dem Vorjahr.

In Baden-Württemberg werden es mit 520 privaten, kommunalen oder kirchlichen Eigentümern, die die Pforten von Kulturdenkmalen aller Art für interessierte Bürgerinnen und Bürger öffnen, sogar fast 25% mehr sein als im Vorjahr.

Die Idee dieses Tages ist denkbar einfach: Einmal im Jahr Denkmale öffnen, die sonst nicht allgemein zugänglich sind und sie durch Führungen, Erläuterung und Rahmenprogramme „erlebbar“ machen. Dass dabei an diesem Tag auch solche Denkmale mit einbezogen werden, die zwar regelmäßig oder teilweise auch sonst zugänglich sind, aber weitaus weniger im Rampenlicht stehen, tut der Idee keinen Abbruch.

Nicht nur den beruflich in der Denkmalpflege Tätigen bietet dieser Tag ein Forum, Probleme und Erfolge ihrer Arbeit, insbesondere in Zeiten knapper Kassen, vorzustellen. Auch für die privaten Eigentümer, ehrenamtlich Tätigen und engagierten bürgerschaftlichen Initiativen und Vereine bietet sich hier eine hervorragende Gelegenheit, ihre Arbeit, Erfolge und Nöte einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren.

Das Motto „Alte Bauten – Neue Chancen“, unter das der „Tag des offenen Denkmals“ diesmal bundesweit gestellt wurde, weist hin auf ein zentrales Thema der Denkmalpflege heute: Nutzung als Garant für den Erhalt.

Für viele nicht oder falsch genutzte Kulturdenkmale ist es eine Überlebensfrage, ob es gelingt, sie zu vitalisieren, mit Sensibilität und Verständnis für die Historie einzubeziehen in das heutige Leben. In vielen Fällen sind die ursprünglich für ganz andere Nutzungen errichteten Baudenkmale dafür überraschend geeignet. In diesem Sinne gilt es, die Wahrnehmung zu schärfen und Impulse zu vermitteln.

Die überwältigende und von Jahr zu Jahr noch wachsende Resonanz in der Bevölkerung, gerade auch in Baden-Württemberg, zeigt sehr deutlich, wie groß doch das Interesse der Menschen an dem uns überkommenen kultur- und kunstgeschichtlichen Erbe ist, aber auch, wie sehr sich dieser Tag eignet, breite Kreise interessierter Bürgerinnen und Bürger mit Aufgaben, Problemen und Möglichkeiten des Denkmalschutzgesetzes vertraut zu machen und Verständnis wie Akzeptanz des Denkmalschutzgedankens zu fördern. Nicht selten finden Interessierte über diesen Weg zur aktiven oder passiven Unterstützung bei der Erhaltung und Nutzung gefährdeter Kulturdenkmale in ihren Heimatgemeinden. Ein schöner Nebeneffekt ist, dass der Denkmal-Tag dank vielfältiger Rahmenprogramme – Vorführungen handwerklicher Techniken, Konzerte, Kinderaktionen und „Beköstigung“ – hier und da zu einem regelrechten Denkmal- „Event“ wird.

Der Ort unserer heutigen Eröffnungsveranstaltung, Schloss Bartenstein mit Kirche, Hofgarten und Ort Bartenstein, ist ganz besonders geeignet, „Denkmalschutz live“ in vielen Facetten, hier sogar noch im Prozess der konservatorischen Aufgaben, zu veranschaulichen. Hoch über dem Ettetäl erhebt sich auf vorgeschobenem Bergsporn das Schloss, in seiner Stadt und Tal dominierenden Silhouette noch überragt vom Turm der Schlosskirche. Als es 1847 in der Oberamtsbeschreibung heißt, „das Schloss ist geräumig und geschmackvoll eingerichtet und gilt als die schönste hohenhohische Residenz“, haben Schlossanlage und Residenzstädtchen schon eine bewegte Geschichte hinter sich.

Die Schlossanlage, Nachfolgebau der seit dem 13. Jahrhundert an dieser Stelle belegten Burg, ist seit 1688 Residenz derer von Hohenlohe-Bartenstein. In der bis heute überlieferten barocken Erscheinung sind Schloss und Stadt als Ergebnis einer, vermutlich vom Bamberger Baumeister Bernhard Schiesser entwickelten und durch den Architekten Louis Remy de la Fosse beeinflussten Gesamtkonzeption von Schloss und Stadt erkennbar. In eine spätere Phase des Ausbaus zur Residenzanlage ab 1756 durch den Baumeister Heinrich Wölfling fällt überwiegend die Errichtung der heute noch recht geschlossen erhaltenen Wohnbebauung entlang der Schlossstraße. Besondere innere Werte birgt die heute von der katholischen Kirchengemeinde und für Konzer-

te genutzte Schlosskirche aus dem Jahr 1716, mit weitgehend original erhaltener Ausstattung. Kanzel, Orgel und Patronatsloge zeigen in kompositorischer Einheit mit dem Deckenfresko das Bild einer anspruchsvollen, repräsentativen Hofkirche.

Heute vermittelt Bartenstein in seiner außergewöhnlich geschlossenen und qualitätsvollen Form seines barocken Erscheinungsbildes noch einen sehr vollständigen Eindruck einer hohenlohischen Residenz des 18. Jahrhunderts. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Schlossanlage insgesamt als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung im Sinne des Denkmalschutzgesetzes beurteilt wird. Die noch heute außergewöhnlich gut ablesbare Einheit von Schloss, Schlossgarten und Stadtanlage mit dazugehörigen Hangbereichen als Gesamtanlage zu erhalten, drängt sich als denkmalpflegerisches Ziel angesichts der vorhandenen Substanz geradezu auf.

Bartenstein ist aber auch ein anschauliches Beispiel dafür, wie langwierig denkmalpflegerische Erhaltungsaufgaben, zumal an einem solchen Ort, sich gestalten. Mit viel Engagement und vereinten Kräften von Eigentümern und Landesdenkmalamt wurde hier seit 1990, konzentriert und Schritt für Schritt auf der Grundlage eines umfassenden Schadens- und Maßnahmengutachtens seit 1994, dringendste Substanzsicherungs- und Instandsetzungsmaßnahmen vorgenommen.



1 Chor der Schlosskirche Bartenstein.

In einem ersten Bauabschnitt konnte die sehr aufwändige Sanierung der Dachflächen bewältigt werden. Noch in diesem Jahr soll die Sanierung der Stützmauern von Schloss und Hofgarten abgeschlossen werden. Arbeiten des zweiten Bauabschnittes an Kirchturm, Orangeriegebäude und Brunnen im Ehrenhof sind zum Teil bereits fertiggestellt, zum Teil, wie zu sehen, noch in Arbeit. Als nächste notwendige Schritte stehen Sicherungsmaßnahmen im Inneren des Schlosses und in einem dritten Bauabschnitt Restaurierungsmaßnahmen der wertvollen Schlosskirchenausstattung an.

Es liegt auf der Hand, dass die finanziellen Lasten dieser umfangreichen erhaltenden Maßnahmen nur mit den gebündelten Kräften von Eigentümer und nahezu allen denkmalfördernden Kräften zu schultern sind. In diesem Fall sind neben dem Land und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg auch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz und sogar die EU an der Förderung beteiligt. Das Land wird aus der allgemeinen Denkmalförderung zu den Gesamtkosten von ca. 4,6 Mio. DM nach Abschluss des zweiten Bauabschnittes einen Beitrag von ca. 2 Mio. DM geleistet haben, hinzu kommen ca. 0,7 Mio. DM der Denkmalstiftung Baden-Württemberg. Insgesamt werden Fördermittel im Bereich der Denkmalpflege in Höhe von ca. 3,5 Mio. DM gut angelegt sein.

Es bleibt zu hoffen, dass der Prozess der umfassenden Erhaltung und Sanierung, den wir hier so anschaulich nachvollziehen können, erfolgreich fortgesetzt und doch eines Tages zu einem zumindest vorläufigen Abschluss geführt werden kann, denn ein Ende, das wird uns allen angesichts der Größe der Aufgabe klar, kann es schlussendlich nicht geben. Nicht nur das Leben, auch das Denkmal ist eine Baustelle, auf ewig.

Die Denkmallandschaft Baden-Württembergs ist außerordentlich reich und vielgestaltig. Von 80 000 bis 90 000 Bau- und Kunstdenkmalen sprechen die Fachleute; dabei ist die Inventarisierung noch nicht einmal abgeschlossen. Baden-Württemberg ist damit nach Bayern das denkmalreichste Land in der Bundesrepublik.

Dies bedeutet für uns alle Ressourcen, aber auch Lasten. Ressource in wirtschaftlicher Hinsicht, da selbstverständlich Denkmalschutz und Denkmalpflege auch ein Standort- und Wirtschaftsfaktor sind. Das baukulturelle Erbe prägt den Charakter, das Typische, das Image eines Ortes entscheidend mit. Es gibt aber auch Auskunft darüber, „wes Geistes Kind“ seine Bewohner und Verantwortlichen sind, welches gesellschaftliche Klima und Lebensgefühl herrscht.

Diese Faktoren sind nicht unerheblich für wichtige Standortentscheidungen. Für den Tourismus,

in unserem Land ein unverzichtbarer Wirtschafts- und Beschäftigungsfaktor, ist die Pflege des bau- und kunstgeschichtlichen Erbes in unseren Städten und Gemeinden von elementarer Bedeutung. Öffentliche Investitionen in die Erhaltung und Sanierung von Kulturdenkmalen wirken bekanntlich durch den oft zitierten Multiplikationseffekt konjunkturell stimulierend. Sie lösen ein Mehrfaches an privaten Folgeinvestitionen aus, was besonders den mittelständischen Betrieben im Bau- und Ausbaugewerbe zugute kommt. Nicht zuletzt stellen die für die sensiblen handwerklichen Aufgaben in der Denkmalpflege erforderlichen hoch qualifizierten und personalintensiven Tätigkeiten einen ganz wesentlichen Arbeitsplatzfaktor dar.

Ressource aber auch, und dies ist nicht zu überschätzen, für unser geistiges, emotionales und soziales Potential: In der Auseinandersetzung des Menschen mit den Zeugnissen des Geistes, der Kultur und des Schöpfertums vorangegangener Generationen, dem Be-Greifen in umfassendem Sinne, dem Annehmen des Vorhandenen und Weiterführen, das auch die Veränderung einschließt, liegt die Chance zur Erkenntnis der eigenen Position im Entwicklungsgeschehen. Ganz offensichtlich entspricht es einem Grundbedürfnis des Menschen, sich seiner eigenen, auch historisch nachvollziehbaren Identität zu vergewissern. Nur aus der Auseinandersetzung mit dem eigenen „woher“ kann das Erkennen, Verstehen und Handeln im Sinne einer Fortentwicklung erwachsen. In unserer heutigen Zeit, geprägt vom atemberaubenden Tempo der Neuerungen und Veränderungen in Wissenschaft, Technik, Wirtschaft und Gesellschaft, wird dieses Bedürfnis nach Selbstvergewisserung in einer nachvollziehbaren und für jeden begreifbaren Entwicklungsreihe noch zunehmen.

Die baulichen Zeugen unserer Vergangenheit in all ihrer Vielfalt, ob Wohnhaus oder Schloss, Kirche oder Industriedenkmal, sind in hohem Maße prägend für die Identität des Ortes, an dem Menschen zusammen leben, arbeiten, lernen, „relaxen“, streiten, Politik machen, feiern usw. ...

Sie sind damit von unschätzbbarer Bedeutung für das Befinden, das Bewusstsein und die Bindung der Bürger an diesen Ort. Das gilt in unterschiedlicher Intensität für den Heimatort wie für die Region oder das Land, was jeder an seiner eigenen Entwicklungsgeschichte selbst gut überprüfen kann.

Den Ressourcen und den vielfältigen Werten unserer Kulturdenkmale für uns stehen natürlich auch Lasten gegenüber:

Last – für den Eigentümer, der mit der denkmalrechtlichen Verpflichtung zur Erhaltung seines Kulturdenkmals finanziell überfordert ist.

Last – für Kommunen und Bürgerinitiativen, die sich mit Rettungskäufen brachfallender Denkmale belasten und dann vor der schwierigen Aufgabe der Nutzung und Finanzierung von Sanierungsmaßnahmen stehen.

Last – für die Planer in Kommunen und Private, deren Planungen Kulturdenkmale „im Wege stehen“.

Last – für das Gemeinwesen, repräsentiert durch das Land, das sich gesetzlich verpflichtet hat, die Eigentümer im Rahmen der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel bei ihrer Erhaltungsaufgabe durch Zuschüsse zu unterstützen.

Es ist unstrittig, dass der Erhalt unserer Kulturdenkmale in möglichst großem Umfang eine Aufgabe von enormer finanzieller Dimension ist, die außerordentlicher Anstrengungen, nicht nur des Staates, sondern auch privater und gesellschaftlicher Kräfte bedarf. Es ist unstrittig, dass es zu nicht angenehmen Beschränkungen für Eigentümer und Nutzer kommen kann, und es ist unstrittig, dass trotz aller Anstrengungen auch Verluste an Kulturdenkmälern nicht vermieden werden können.

Diese unbestreitbaren Lasten und Probleme, die uns unser kultur- und kunsthistorisches Erbe aufgibt, führen dazu, dass in regelmäßigen Abständen Kritiker des Denkmalschutzes sich mehr oder weniger laut zu Wort melden und Abhilfe, sprich Rückzug des Staates aus der Verantwortung, aber auch Rücknahme der Erhaltungspflicht verlangen.

Vielleicht haben einige von Ihnen kürzlich die Diskussion verfolgt, die von einem Gutachten im Auftrag der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen zum Thema „Entstaatlichung der Denkmalpflege“ ausgelöst wurde. Dort wurden allen Ernstes Vorschläge unterbreitet, wie z.B. eine Kontingentierung der Zahl der Kulturdenkmale je Zeitepoche – ist die vorgegebene Zahl erreicht, was schnell geschehen wäre, hätten die überzähligen, und seien sie auch noch so wertvoll, keine Chance auf Unterschutzstellung und Förderung. Insbesondere beträfe das natürlich alle noch nicht erfassten Kulturdenkmale in unserem Land.

Oder, ein weiterer Vorschlag, die Herausnahme der Kulturdenkmale in Privatbesitz aus dem Regelungsbereich des Denkmalschutzgesetzes. Dies würde, wenn Sie sich vergegenwärtigen, dass sich die größte Zahl unserer Kulturdenkmale in Privatbesitz befinden und die öffentliche Hand sich immer mehr im Rahmen der Privatisierung von eigenen Vermögenswerten trennt, zu massiver Preisgabe denkmalgeschützter Substanz führen.

Ganz zu schweigen von dem Vorschlag, die denkmalrechtlichen Schutzgründe – öffentliches Interesse an der Erhaltung aus wissenschaftlichen,

künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen – durch den schillernden Begriff der „Schönheit“ zu ersetzen. Aber, was ist „schön“, meine Damen und Herren? So viele Menschen zusammen kommen, so viele Definitionen von Schönheit werden Sie antreffen. Es ist in der Geschichte der Menschheit noch keinem Philosophen gelungen, die allgemein gültige und dauerhafte ästhetische Formel für „Schönheit“ zu finden. Ein solches Kriterium für die Erhaltung unserer Kulturdenkmäler könnte nur in die Willkürlichkeit führen.

Nein, das sind für mich nicht die richtigen politischen Signale.

Die Erhaltung, Pflege und behutsame Erneuerung und Nutzung unserer Kulturdenkmale ist und bleibt für mich eine hochrangige gesellschafts- und kulturpolitische Aufgabe. Diese Aufgabe erwächst aus unserer Verantwortung gegenüber den Zeugen des Geistes, der Kultur und des Schöpferturns vorangegangener Generationen wie auch der Verpflichtung gegenüber künftigen Generationen, die unser heutiges Tun und Unterlassen kritisch hinterfragen werden. Und dieser Aufgabe muss sich der Staat in regelnder, koordinierender und fördernder Weise nach wie vor stellen, auch wenn das angesichts der vielfältigen anderen drängenden Aufgaben in unserer Zeit nicht bequem ist.

Ich bin deshalb froh, dass es gelungen ist, nach Jahren bekannt drastischer Einsparungen im Bereich der Denkmalpflege diese Tendenz zu stoppen und der Haushaltsplan dieses und des kommenden Jahres mit einem Bewilligungsrahmen für die allgemeine Denkmalförderung von jeweils ca. 39 Mio. DM wieder einen nennenswerten Aufwärtstrend verzeichnet. Allerdings wären weitere Kürzungen auch kaum ohne gravierende Schäden für die Denkmallandschaft Baden-Württembergs zu verkraften gewesen.

Ich werde mich weiter dafür einsetzen, dass diese positive Tendenz anhält.

Angesichts der großen Zahl zumeist bedürftiger Kulturdenkmale in unserem Land ist aber nicht nur den Fachleuten klar, dass mit den der staatlichen Denkmalpflege zur Verfügung stehenden Mitteln allein die Fülle selbst der drängendsten Aufgaben nicht bewältigt werden kann. Denn gerade bei den herausragenden Objekten sind die Erhaltungslasten meist so erheblich, dass die allgemeine Denkmalförderung leider oft nicht mehr als den sprichwörtlichen „Tropfen auf den heißen Stein“ beitragen kann. Unter bestimmten Voraussetzungen kann zwar die Denkmalförderung, wie für Schloss Bartenstein zum Glück, eingesetzt werden. Das führt dann aber zwangsläufig dazu, dass andere Kulturdenkmale leer ausgehen.

Ich unterstreiche daher heute noch einmal meine Bereitschaft, wie ich dies bereits zu verschiedenen Anlässen erklärt habe, mich nachdrücklich dafür einzusetzen, dass Mittel aus der Privatisierung der EnBW-Landesanteile für ein dringend erforderliches Sonderprogramm zur Förderung herausragender gefährdeter Kulturdenkmale mit besonderem Finanzierungsbedarf eingesetzt werden können.

Aber selbst wenn uns dies gelingen könnte, die Aufgabe, insbesondere die finanzielle, bleibt dennoch eine gewaltige. Ohne die tatkräftige Mithilfe so engagierter Mitstreiter wie der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, den Heimatschutzverbänden, vielfältiger Sponsoringaktivitäten und, vor allen Dingen, den zahlreichen Bürgerinitiativen, wären viele unserer wertvollen Kulturdenkmale heute und künftig verloren. Ich bin immer wieder beeindruckt zu sehen, wie oft es zunächst interessierten, dann engagierten und zielstrebig agierenden Bürgern gelingt, selbst zunächst aussichtslose Fälle anzugehen – ob das eine denkmalgeschützte Scheuer, ein Wasserturm, ein Bürgerhaus oder sogar ein Theater ist, die es dann gelingt zu erhalten und aus ihrem Dornröschenschlaf zu sinnvoller Nutzung zu erwecken.

Ein Tag wie der des offenen Denkmals ist in ganz hervorragender Weise geeignet, solche „Erfolgsgeschichten“ einem breiten Publikum aufzuzeigen und Anregung und Mut zur Nachahmung zu geben. Dieser Tag des offenen Denkmals mit seinen zahlreichen hochinteressanten Veranstaltungen, Führungen, Aktionen mit breiter Themenspanne von der archäologischen Exkursion, wie gleich hier nebenan in Unterregenbach, über städtische und dörfliche Profanbauten, Schlösser und Kirchen bis hin zu technischen Kulturdenkmälern, wäre aber nicht möglich ohne die intensive Vorbereitung und Mithilfe einer Vielzahl von Personen und Institutionen.

Ich danke deshalb ganz herzlich den vielen engagierten Bürgerinnen und Bürgern, ehrenamtlich Tätigen und Fördervereinen, die zum Gelingen dieser Veranstaltung beitragen. Ganz besonderer Dank gebührt den privaten Denkmaleigentümern, die durch ihre Bereitschaft zur Öffnung ihrer Baudenkmale und oftmals tätige Mitwirkung der Idee des Tages zur Realität verhelfen.

Danken möchte ich auch den Städten und Gemeinden, die sich der umfangreichen Vorbereitung angenommen haben und mit Programmen und Aktionen auch dieses Jahr zum Erfolg dieses Tages beitragen.

Und nicht zuletzt gilt ein großes Dankeschön auch den Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes, die für die Organisation des Tages in Baden-Württemberg die Fäden in der Hand hielten und die aktiv bei Präsentationen und Führungen mitwirkten.

Initiatoren, Veranstalter und Mitwirkende erhoffen sich von dem morgen bundesweit stattfindenden „Tag des offenen Denkmals“ wieder großes Besucherinteresse, Aufmerksamkeit für die Möglichkeiten und Probleme unserer Denkmallandschaft und noch weiter wachsende Akzeptanz und Engagement für den Denkmalschutz. Ich bin sicher, dass dies gelingen wird!

Allen Bürgerinnen und Bürgern unseres Landes, die gewiss in großer Zahl wieder die Einladung zum „Tag des offenen Denkmals“ annehmen werden, den beteiligten Denkmaleigentümern und Mitwirkenden wünsche ich einen erfolgreichen Verlauf – interessante und anregende Begegnungen mit den baulichen Zeugen unserer kultur- und kunstgeschichtlichen Vergangenheit in ihrer ganzen Vielfalt, fruchtbare Gespräche mit den bereits haupt- oder ehrenamtlich Engagierten und die eine oder andere Initiation zu eigenem Mittun.

Denn nur wenn wir gemeinsam, Einzelne, gesellschaftliche Kräfte, Wirtschaft und Staat die Sorge für die uns von unseren Vorfahren übergebenen kulturellen Werte tragen, können wir deren reiches Potential für uns heute nutzen, es bewahren, weiterführen und verantwortlich an unsere Kinder und spätere Generationen übergeben.

In diesem Sinne eröffne ich den „Tag des offenen Denkmals“ 2000 in Baden-Württemberg.

Dr. Walter Döring MdL
Wirtschaftsminister
des Landes Baden-Württemberg
Theodor-Heuß-Straße 4
70174 Stuttgart

Grußwort

Carl Herzog von Württemberg

Meine sehr verehrten Damen,
meine sehr geehrten Herren!

Als stellvertretender Vorstandsvorsitzender der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bin ich in Einladung und Programm der heutigen Veranstaltung mit einem Grußwort angekündigt.

Bei einem Gruß und einem Wort soll es freilich nicht bleiben. Vielmehr möchte ich die Gelegenheit nutzen, um am „Tag des offenen Denkmals“ in Baden-Württemberg auch ganz offen über die Arbeit der Denkmalstiftung Baden-Württemberg zu sprechen.

Ich möchte Ihnen die Arbeit der Denkmalstiftung hier an dieser Stelle vorstellen, weil sich diese Arbeit eben gerade auch hier an dieser Stelle, in Schrozberg, auf Schloß Bartenstein, widerspiegelt. Sie spiegelt sich hier in dieser Schlossanlage wider, wo auch mit Mitteln der Denkmalstiftung dringende Instandsetzungsarbeiten und Sanierungen abgewickelt werden konnten.

Über die Jahre wurde seitens der Denkmalstiftung ein Volumen von rund einer dreiviertel Million DM bereitgestellt. Bereitgestellt als flankierende Maßnahme zu den Mitteln, die unmittelbar seitens des Landes über das Denkmalamt Baden-Württemberg geflossen sind. Flankierend auch zu Mitteln, die der Eigentümer aufzubringen hat. Aus dieser Feststellung der flankierenden Unterstützung erkennen Sie die Zielsetzung der Denkmalstiftung. Es gilt zum einen, die staatliche Denkmalpflege zu ergänzen, und es gilt zum anderen, die Eigentümer im selben Maße mit einzubinden.

Die Denkmalstiftung nimmt dabei weder Staat noch Eigentümer aus der Verantwortung. Vielmehr bildet sie ein Bindeglied zwischen diesen, leistet als dritte Säule ihren Beitrag für ein tragendes Gesamtgebilde.

Gerade die Einbindung des Eigentümers könnte mit einem Slogan, der bisher eher für die karitative Arbeit in Entwicklungsländern steht, umschrieben werden: „Wir leisten Hilfe zur Selbsthilfe.“

Und so sieht unsere Stiftungssatzung auch vor, dass die Förderung im Privatbesitz befindlicher Denkmale – auch Bürgerinitiativen zählen dazu – Vorrang genießt gegenüber solchen in kirchlichem oder kommunalem Besitz.

Rund 500 Objekte und Projekte aus diesen Bereichen wurden seit der Gründung der Denkmalstiftung, das war vor 15 Jahren, gefördert. Rund 500 von insgesamt 712 Maßnahmen überhaupt.

133 kommunale und 84 kirchliche Denkmale er-

fuhren darüber hinaus die Unterstützung der Stiftung.

Unter dem Strich von 15 Jahren Stiftungsarbeit steht eine Bewilligungssumme in Höhe von rund 65 Millionen DM. Über 3 Millionen dieses Betrags sind in Objekte des Landkreises Schwäbisch Hall geflossen, 22 Vorhaben in diesem Landkreis wurden seitens der Stiftung mitgetragen.

Dazu zählt das Wasserschloß Erkenbrechtshausen, das mit 850000 DM zu Buche schlägt und damit die Aufwendungen für diese Schlossanlage hier noch übertrifft, dazu zählt aber auch die Rathausscheuer in Blaufelden oder die Archenbrücke in Langenburg oder eben der Diebsturm in Crailsheim, für den lediglich 10000 DM beige-steuert wurden.

An diesem Spektrum geförderter Objekte erkennen Sie, meine Damen und Herren, dass es eben bei weitem nicht nur die Schlösser und Kirchen sind, die als spektakuläre Baudenkmale das Augenmerk und damit auch die finanzielle Unterstützung auf sich ziehen. Nein, es sind eben gerade auch die vielen kleinen Denkmalobjekte, die unsere Raumschaft kulturhistorisch prägen.

Beim Denkmalschutz geht es um die Erhaltung unseres kulturellen und geschichtlichen Erbes. Die Welt unserer Vorfahren lebt in ihnen weiter. In den Sakralbauten, in den Residenzen früherer Regenten, aber gerade auch in Zehntscheuern, Bürgerhäusern, Brunnenanlagen und Zug um Zug auch in technischen Kulturdenkmälern.

Denn so wie die Welt und die Zeit nicht stehen bleiben, so nimmt Zahl und Umfang der als Denkmal zu schützenden Objekte und Projekte zu.

Dabei sollte man allerdings nicht dem Glauben erliegen, dass alles, was alt ist, auch schützenswert ist. Und nicht alles, was alt ist und schützenswert, muss hinterher wie neu aussehen. Es geht um den Erhalt von Denkmalen, gerade auch für die Zukunft. Wir müssen deshalb in der Gegenwart nicht dem Perfektionismus verfallen, indem wir erhalten und bewahren mit neu schaffen verwechseln.

Neben der materiellen Unterstützung für Maßnahmen des Denkmalschutzes hat die Denkmalstiftung freilich eine weitere, ich meine genauso bedeutsame Aufgabe. Es ist die ideelle Förderung des Denkmalschutzes, es ist die Mitwirkung dabei, die Bedeutung des Erhalts von Denkmalen in das Bewusstsein der Bürger zu bringen.

Nicht von ungefähr heißt der Slogan der Denkmalstiftung: „Bürger retten Denkmale“.

1 Das „Gotische Haus“
in Leutkirch.



Auch wenn die Gründung der Stiftung im Jahre 1985 – mit auf meine Anregung hin – auf die Landesregierung zurückgeht und das Land die Stiftung damals Zug um Zug mit 50 Millionen Mark an Stiftungskapital aufgebaut und zugleich mit 21 Millionen an Fördermitteln unterstützt hat. Heute sollte es eben nicht der Staat allein sein, heute sollten es verstärkt auch die Bürger unseres Landes sein, die das Ihre zum Erhalt unserer an denkmalgeschützten Objekten so reichen Kulturlandschaft leisten. Dazu zähle ich mich persönlich genauso, wie alle anderen Denkmaleigentümer. Bürgerschaftliches Engagement zu erhalten, ja zu steigern, ist daher eine wichtige Aufgabe der Denkmalstiftung.

Um dies zu erreichen, geht auch die Stiftung neue Wege. Beispielhaft seien dafür die Benefizveranstaltungen genannt, zu denen Bürger aus allen Bereichen unserer Gesellschaft eingeladen werden. Dabei wird vor Ort, und damit mit einer persönlichen Identifikation, für ein konkretes Denkmal um Spenden geworben.

Letztes Jahr für den Schwarzen Hof in Ingelfingen, nächste Woche in Leutkirch für das Gotische Haus.

Solche Veranstaltungen wie Ingelfingen oder Leutkirch verfolgen zwei Ziele. Zum einen werden Spendenmittel eingeworben, zum anderen wird auf die Belange von Denkmalschutz und Denkmalpflege aufmerksam gemacht.

Heute und hier, genauso wie landesweit an diesem „Tag des offenen Denkmals“, wird zunächst auf die Belange von Denkmalschutz und Denkmalpflege aufmerksam gemacht – wenn freilich in der Folge auch Mittel für die Arbeit der Denkmalstiftung bewirkt werden können, sind wir auf einem guten Weg.

Carl Herzog von Württemberg
Schloss
88361 Altshausen

Grußwort

Klemens Izsak

Zum ersten Mal findet die Eröffnungsveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals in Baden-Württemberg in einem privaten Kulturdenkmal statt. Als Bürgermeister der Stadt Schrozberg bin ich sehr erfreut, diese festliche Versammlung hier in unserem Stadtteil Bartenstein begrüßen zu können.

Sie haben vielleicht bemerkt, ich habe besonderen Wert auf den Ausdruck „Stadt Schrozberg“ gelegt. Dies einfach aus der Tatsache heraus, dass das Stadtrecht von Schrozberg auf Bartenstein zurückzuführen ist. Im Zuge der Gemeindereform wurde die Stadt Bartenstein in die Gemeinde Schrozberg eingemeindet. Der damals recht junge Fürst Ferdinand zu Hohenlohe-Bartenstein hat dann die Frage aufgeworfen, was passiert eigentlich mit unserem Stadtrecht?

Er und Bürgermeister Rudolf Neu haben sich dann intensiv darum bemüht, dass dieses Stadtrecht auf Schrozberg übergeht. Im Innenministerium war man zunächst nicht sehr begeistert, aber man hatte die Hartnäckigkeit der Hohenloher unterschätzt, und so erließ der Landtag ein Gesetz, man kann es auch als „Lex Bartenstein“ bezeichnen, nach dem im Falle einer Eingemeindung einer Stadt dieses Stadtrecht auf die übernehmende Gemeinde übergehen kann. Ob dies noch öfter Anwendung fand, entzieht sich meiner Kenntnis. Mir ist kein Fall bekannt.

Wenn man von Denkmalschutz redet, kann man in Bartenstein zweierlei beobachten. Zum einen sieht man hier an diesem Bartensteiner Schloss, welche große Mühe und welchen großen Aufwand es den Eigentümer kostet, ein solches Kulturdenkmal zu erhalten. Dies geht ohne staatliche Förderung nicht, und einer einzelnen Familie kann man diese hohen Unterhaltungskosten überhaupt nicht zumuten. Zudem sind es ja gerade diese Schlösser, welche den besonderen Reiz der Hohenloher Landschaft und der Hohenloher Gegend ausmachen und welche als Anziehungspunkt von weit her fungieren. Wenn deshalb staatliche Mittel in den Erhalt solcher Gebäude investiert werden, ist dies absolut gerechtfertigt und das Geld ist gut angelegt.

Zum anderen sieht man hier in Bartenstein noch sehr viel andere historische Bausubstanz. Die Anregung von Ihnen, sehr geehrter Herr Präsident, Bartenstein als Gesamtanlage unter Schutz zu stellen, nehmen wir sehr gerne auf und wir haben bereits früher unsere Bereitschaft hierzu signalisiert.

Bartenstein hat nach dem Krieg ein gewisses Schattendasein gefristet und blieb zum Glück von der Bauwut der 60er und vor allem 70er Jahre verschont. So gibt es nur einige wenige kleine Bausünden, ansonsten ist die Gesamtanlage noch so gut erhalten, wie man es selten findet.



1 Schloss und Stadt Bartenstein, auf einem Sporn hoch über dem Ettal gelegen (Foto: O. Braasch, LDA, Nr. 6724/39-1).

Wenn Sie nachher durch den Ort gehen, sollten Sie sich gerade die vielen kleinen Details an den Gebäuden ansehen, beispielsweise noch die vielen alten erhaltenen Haustüren. Hier sieht man, wie viel Wert früher auch auf Details gelegt wurde.

Wir von der Stadt haben ja auch einige Kulturdenkmale, beispielsweise unser Schrozberger Schloss, und so haben wir immer wieder mit dem Denkmalschutz zu tun. Es gab Zeiten, da wurde auf den Denkmalschutz wenig Wert gelegt, dann gab es eine Zeit, da hatte man das Gefühl, alles was alt ist, muss unverändert erhalten bleiben. In den letzten Jahren, meine ich, sind wir auf einem guten Weg. Zum einen haben immer mehr Eigentümer von Kulturdenkmalen begriffen, dass sie nicht nur einen „alten Schuppen“ haben, sondern sie sind sich des Wertes dieser historischen Bausubstanz bewusst. Zum andern geht der Denkmalschutz aber auch verstärkt darauf ein, dass es ohne Nutzen keinen Erhalt dieser Denkmale gibt. Ich meine, wir sind hier auf einem guten Weg.

Unser Schrozberger Schloss habe ich bereits angesprochen. Da muss man sich natürlich auch oftmals die Frage stellen, was ist erhaltenswert und was nicht. So habe ich auch da meine Erfahrungen mit dem Denkmalschutz gesammelt.

In das Erdgeschoss des Schrozberger Schlosses wurden in den 50er Jahren drei riesige Tore eingebrochen, um darin ein Feuerwehrmagazin unterzubringen. Als die Feuerwehr auszog und wir diese Räume einer anderen Nutzung zuführen wollten, haben wir auch daran gedacht, die ursprüngliche Fassade wieder herzustellen. Das Landesdenkmalamt hat dem aber nicht zuge-

stimmt, sondern die Toröffnungen mussten erhalten bleiben. Auf meine Frage hin, ob ich diese Toröffnungen heute nochmals genehmigt bekommen würde, hat man ganz klar mit „nein“ geantwortet. Nachdem aber diese Toröffnungen nun einmal da sind, müssten sie auch da bleiben, um die verschiedenen Bauphasen zu dokumentieren. So ist es nun einmal im Leben, zuerst hat man Schwierigkeiten, etwas genehmigt zu bekommen, und wenn es einmal da ist, hat man wieder Schwierigkeiten, es weg zu bekommen. Wie schön unser Schrozberger Schloss geworden ist, können Sie heute am Spätnachmittag noch sehen. Wir haben nämlich die Eröffnung einer Kunstausstellung des Hohenloher Kunstvereins. Sofern Sie noch ein zweites Kulturdenkmal in unserer Stadt besichtigen wollen, sind Sie deshalb sehr herzlich willkommen. Sie, sehr verehrter Herr Minister, brauchen keine Angst zu haben, Geld für dieses Schloss wollen wir zur Zeit keines, denn es ist fast alles frisch gerichtet.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, damit möchte ich mein Grußwort schließen. Wir haben viel von alten Gemäuern gesprochen. Wenn es uns gelingt, in altes Gemäuer junges Leben hinein zu bringen, dann haben wir viel für den Denkmalschutz gewonnen und es braucht uns um die Zukunft solcher Gebäude nicht bange zu sein. Hier in Bartenstein kann man dies deutlich an einigen gut renovierten Gebäuden ablesen.

Bürgermeister Klemens Izsak
Stadtverwaltung
74573 Schrozberg

Schloss Bartenstein

Im Jahr 1247 ist erstmals eine Burg derer von Bartenstein urkundlich bezeugt. Seit Mitte des 15. Jahrhunderts befindet sich diese in hohenlohischem Besitz, verwaltet von einem Amtsvogt und nur zur Jagdzeit von der Herrschaft bewohnt. Die Burg – mehrfach zerstört und wiederhergestellt – wurde 1688 Wohnsitz der nach Erbteilung entstandenen Linie der Grafen Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein. Kern der fürstlichen Residenz ist die 1711 auf dem Areal der mittelalterlichen Burg entstandene Schlossanlage.

Sabine Weyrauch

Diese eindrucksvolle Anlage ist – auch wenn es zunächst den Anschein hat – nicht in einem Zuge entstanden. Man muss sich vergegenwärtigen, dass es eines Zeitraums von knapp hundert Jahren bedurfte, bis das, was wir heute vor uns sehen, vollendet war. Drei Generationen von Bauherren, nämlich Graf Philipp Karl, Graf Karl Philipp (ab 1744 Fürst Karl Philipp) sowie Fürst Ludwig Leopold waren mit dem Thema „Ausbau zur Residenz“ befasst, eine ansehnliche Zahl von Beratern und Bauleuten war beauftragt. Einflüsse unterschiedlichster Richtungen sind hier zusammengekommen.

Ich nenne hier Johann Wolfgang F(e)ichtmayer aus Mergentheim, dessen Tätigkeit ab 1710 in Bartenstein belegt ist. Er war im Dienste des Deutschen Ordens tätig gewesen und dürfte für das Kapuzinergebäude am Hofgarten verantwortlich sein. Seinem Entwurf entstammt insbesondere der die Schlosskulisse prägende Turm der Schlosskirche (1724–28).

Ich nenne Bernhard Schießer, der die Schlosskirche, als erstes Gebäude in der Reihe der zum Schloss gehörenden Bauten, errichtete. Schießer war Schüler Johann Leopold Dientzenhofers und einige Zeit am Hochstift in Bamberg tätig gewesen, dann maßgeblich am Bau der Schöntaler Klosterkirche beteiligt.

Ich nenne Andreas Gallasini, langjähriger fürstabtlicher Hofbaumeister in Fulda, der – hochbetagt – hier beratend tätig war. Auf ihn dürfte die Gesamtkonzeption des Schlosskomplexes zurückgehen ebenso wie die Anlage der Stadt von der Idee her.

Und ich nenne Johann Georg Wölffling, der zuvor Bauinspektor am Bau des Schlosses Pfedelbach war, unter dessen Regie der Schlossbau zum Abschluss kam und in dessen Wirkungszeit der Großteil der Stadt, vor allem die Bebauung der Schlossstraße, entstand.

Interessant für die Entstehungsgeschichte der Residenz ist die Reihenfolge der einzelnen Bauaufgaben: 1709–12 wird zunächst ein Hospitium für die Kapuziner, welche seit 1705 für die Seelsorge zuständig waren, errichtet (wir werden es nachher sehen). Gleich danach wurde die Schlosskirche in Auftrag gegeben.

Mit dieser – ungewöhnlichen – Präferenz gegenüber den Wohntrakten und der äußerst reichen und repräsentativen Ausstattung der Kirche, sie wurde 1716 geweiht, sollte offensichtlich dem noch nicht allzu lange zurückliegenden Übertritt der Linie Hohenlohe-Waldenburg zum Katholizismus ein Zeichen gesetzt werden.

Nahezu gleichzeitig mit dem Bau der Kirche ist die Anlage des Hofgartens anzusetzen. Diese Abfolge der Bauabschnitte ist uns heute vielleicht unverständlich, sicher aber auch für damalige Zeiten nicht gerade üblich. Sie wird jedoch verständlicher, wenn man sich ins Gedächtnis ruft, welche Rolle der Garten als künstlich und künstlerisch überarbeitete Natur im Gesamtkunstwerk einer barocken Schlossanlage gespielt hat.



1 Brunnensäule
im Innenhof
von Schloss Bartenstein.



2 Blick zur Orgel und Fürstenloge in der Schlosskirche.

Von der einst aufwändigen mit Grotten und Treppeanlagen sowie kleinen Pavillons gegliederten, ursprünglichen Gartenanlage hat sich nur der Mittelpavillon, ca. 1720 erbaut, erhalten. Er stammt möglicherweise von Remy de la Fosse, der zu gleicher Zeit auch am Schlossbau in Schillingsfürst tätig war.

1751 wurde der Südflügel des Schlosses erbaut. Das Corps de Logis, das die Anlage abrundet, wurde erst 1763, nach dem Tod Karl Philipps, fertiggestellt. Das Wappen im Frontispiz zeigt das seines Sohnes Ludwig Leopold.

Grund der längeren Verzögerung war der Umstand, dass sowohl Philipp Karl als auch Karl Philipp als Reichskammerrichter nach Wetzlar berufen worden waren und daher sehr oft von Bartenstein abwesend sein mussten.

Wir sehen hier vor uns die eindrucksvolle Anordnung der Gebäude um den Ehrenhof mit sparsamer Schmuckgliederung, dennoch einfallsreich in der Stellung zueinander. Die Seitenflügel schwenken nach außen, sodass ein großzügiger, trapezförmiger Raum entsteht. Dieser Raum erhält seine Fassung nach Osten hin durch die ehemaligen Hofbeamtenhäuser. Das Gebäude Nr. 68/69 lenkt den Blick einerseits auf die Schlossstraße als „Hauptschlagader“ und andererseits – weniger

deutlich spürbar – zum Hofgarten hin. Diese äußerst gelungene Komposition erfährt besondere Anerkennung wenn man sich erstens die ungeeignete topographische Situation klar macht und zweitens die in zahlreichen Etappen unterteilte Entstehung vor Augen führt. Wie das Zwischenstadium aussah – halb Burg, halb Schloss? – lässt sich schwer erahnen. Vielleicht gab es ja ein Interimswohngebäude in bescheideneren Formen. Die vorgefundene Topographie war, wie gesagt, im Grunde ungeeignet für eine Idealanlage „à la mode“, die sich letztendlich wie alle vergleichbaren Anlagen des 18. Jahrhunderts vom großen Vorbild Versailles ableitete. Man musste in dieser Hinsicht mancherlei Abstriche machen. So war z.B. der für eine barocke Schlossanlage obligatorische Garten auf der dem Ehrenhof abgekehrten Seite in Bartenstein nicht zu verwirklichen. Diese Fläche westlich des Schlosses war mit allerlei Wirtschaftsgebäuden verstellt. Für den fehlenden Garten wurde und wird man allerdings mit einem unglaublich schönen Ausblick in die reizvolle Landschaft entschädigt.

Zu einer Residenz gehörte zwingend eine Siedlung bzw. eine Stadt. Einerseits aus ganz praktischen Gründen, weil dort eine Menge Dienstleistender untergebracht werden musste, vom Hofbeamten bis zum Handwerker, vom Diener bis zum Händler usw. Daraus entwickelt sich schnell eine Stadt mit ihrer notwendigen Infrastruktur. Auf der anderen Seite kam eine solche Stadt – und sei sie auch noch so klein – dem Prestigebedürfnis des absolutistischen Herrschers entgegen, ergab sich dadurch doch eine weitere Gelegenheit zur gesteigerten Selbstdarstellung der höfischen Gesellschaft.

Und ist das nicht eine außergewöhnlich gelungene Inszenierung: Man kommt durch die Vorstadt herein durchs Stadttor, vorbei am Dreiecksplatz beim Rathaus, vorbei an traufständigen Beamten- und Handwerkerhäusern, seitlich begleitet durch den Hofgarten und plötzlich öffnet sich – als Überraschungseffekt – der Blick auf eine großartige Szenerie, die Schlossanlage.

Spätestens ab 1744, der Erhebung Graf Karl Philipps in den Fürstenstand, wurde der Ausbau zur Stadt gezielt angegangen. Die Mehrzahl der Gebäude an der Schlossstraße ist allerdings wohl erst in den 60er Jahren entstanden. Unter Fürst Ludwig Leopold wurde die Verwaltung neu strukturiert. Es wurde ein Hofmarschallamt geschaffen. Dazu gehörte eine Anzahl Hofdiener sowie ein Justizkollegium, dazuhin Regierungskanzlei mit drei Hofräten usw. Die diversen Hofämter bedingten angemessene Gebäude. Ein Gleiches gilt für Handwerker, Händler usw. Mit allerlei Anreizen wurde die Bevölkerung aus der näheren oder weiteren Umgebung zur Ansiedlung bewegt.

Fürst Ludwig Leopold ließ auf eigene Kosten Gebäude nach einheitlichem Schema erbauen, um sie dann preisgünstig an Neubürger weiterzugeben. Bevorzugt wurden Leute katholischen Glaubens, was natürlich unter der vorwiegend evangelischen Bevölkerung zu Verstimmung führen musste. Trotz dieser „Auswahl“ ist die Ansiedlung erstaunlich zügig voran gegangen (das war in vergleichbaren Neugründungen nicht so). Gegen Ende des Jahrhunderts hatte Bartenstein bereits mehr als 1000 Einwohner – das sind etwa gleich viele Einwohner wie in historisch gewachsenen hohenlohischen Städten, wie Kirchberg oder Langenburg!

Die Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts kann sicherlich für Bartenstein als die glanzvollste bezeichnet werden. Schloss und Stadt harmonierten und blühten im wirtschaftlichen Zusammenklang. Im Stil der Zeit wurden am Hofe die edlen Künste gefördert und gepflegt. Es gab eine eigene Hofkapelle, und 1796 wurde gar im Hofgartenpavillon Mozarts Zauberflöte aufgeführt. Die nahezu komplett erhaltene bzw. ablesbare ehemalige Residenzstadt mit all ihrem Zubehör hat die Wertigkeit einer Gesamtanlage im Sinne von § 19 DSchG: Schloss, Hofgarten, die Stadt einschließlich der historischen Vorstadt, dem Areal bis hin zur Allee östlich der ehemaligen Domäne sowie der Hangbereiche unmittelbar westlich und nördlich des Schlosses sind vom Landesdenkmalamt zur Ausweisung als Gesamtanlage vorgeschlagen worden. An diesem Gesamtkunstwerk lässt sich Schloss- und Stadtgeschichte besonders anschaulich ablesen. Es reicht nicht aus, das Augenmerk auf das Schloss zu be-



3 *Arbeitsmuster für die Restaurierung der Holzausstattung in der Schlosskirche.*

schränken. Auch das Handwerkerhaus, auch das kleine Tagelöhnerhaus, auch der Verlauf von historischen Alleen, auch historisch belegte Freiflächen bzw. Grünzonen gehören dazu. Jedes macht als Teil vom Ganzen eine wesentliche Aussage. Die besondere Wertigkeit aber liegt wiederum in der Summe der einzelnen Teile.

Das Landesdenkmalamt hat sich in den letzten Jahren mit großem Engagement für die Instandsetzung eingesetzt und wird dies auch in Zukunft tun. Von den zahlreichen Einzelmaßnahmen, teils fertiggestellt, teils noch in Arbeit, zähle ich noch einmal einige beispielhaft auf:

- Sanierung der riesigen Dachflächen des Schlosses;
- Stabilisierung der weitgespannten Zimmermannskonstruktionen der liegenden Dachstühle;
- Sanierungsmaßnahmen an den Mauern an der Westseite des Schlosses, an der Hofgartenmauer und an der Orangerie;
- Reparatur des wertvollen Fensterbestandes im gesamten Schloss;
- Restaurierung der Raumschale der Kirche, der hochwertigen Ausstattung, der Denkmalorgel.

Damit sind im wesentlichen nur Sicherungsarbeiten durchgeführt. Ein Schwerpunkt wird in aller nächster Zeit auch der Brunnen im Schlosshof sein. Er wurde 1760 gefertigt und stand von eh und je an dieser Stelle. Es handelt sich um eine beachtliche Steinmetzleistung. Die äußerst fein gearbeiteten Zierteile, insbesondere die Wappen, sind sehr gefährdet, und es wird schwer werden, alles zu retten. Vorrangig wird versucht werden, dem Verfall Einhalt zu bieten, ihn zu verlangsamen. Die unwiederbringlich verlorenen Teile z.B. an der Brunnensäule werden nicht ersetzt, viel weniger rekonstruiert werden. Das Original zu erhalten, ist das Ziel – mit all seinen Altersspuren. Ein Steinrestaurator wird daher den Originalbestand sichern, kleben, festigen und nur da, wo es unverzichtbar ist, sparsam ergänzen (z.B. Ergänzen von Tropfkanten o.ä.). In ähnlicher Weise wird am Gusseisentrog verfahren werden.

Die Vielzahl kleiner und kleinster Residenzen ist ein Spezifikum für Hohenlohe: Öhringen, Weikersheim, Pfedelbach, Langenburg und wie sie alle heißen. Wer ist die Schönste in Hohenlohe?



4 *Das „Riedbacher Tor“ in Bartenstein, Aufnahme aus den 50er Jahren.*

Ich habe mir Gedanken gemacht, weswegen in der Oberamtsbeschreibung von 1847 Bartenstein als die schönste der hohenlohischen Residenzen bezeichnet wird. Dies zu einer Zeit, als die Souveränität längst zu Ende gegangen war, die Mehrzahl der Einwohner verarmt war (und „der Nachbarschaft in mancher Beziehung zur Last“ fiel), die Gemeinde ohne jegliches Vermögen stand – kurz: aller Glanz erloschen war. Unbeeindruckt von diesem recht düsteren Hintergrund hat der Autor der Oberamtsbeschreibung dennoch das Hervorragende dieser Residenz gesehen.

Was Bartenstein von allen anderen hohenlohischen Residenzen abhebt, ist, dass es sich im Grunde um eine völlige Neuanlage handelt. Von der mittelalterlichen Burganlage ist, wenn man von wenigen Resten – sozusagen im Untergrund – absieht, nichts mehr spürbar. Anlagen wie z.B. Kirchberg und Langenburg konnten trotz Umge-

staltung im 18. Jahrhundert ihren Verschlussheit und Abwehr signalisierenden Charakter nie ganz abstreifen. An die Stelle der mittelalterlichen Wehrhaftigkeit ist in Bartenstein beispielhaft die für das 18. Jahrhundert charakteristische Repräsentation, die offene, einladende Darstellung nach außen getreten, Sinnbild einer völlig neuen Geisteshaltung.

„Bartenstein ..., die schönste der Hohenloh'schen Residenzen ...“

Wer wollte dem widersprechen?

Unser Ziel muss es sein, dieses Kleinod der Nachwelt zu erhalten.

Dr. Sabine Weyrauch

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Mörikestraße 12

70178 Stuttgart

Der Reliquienschrein zu Breisach Geschichte und Restaurierung

Von November 1999 bis Juni 2000 führte das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit der Akademie der Bildenden Künste Stuttgart die Restaurierung des mittelalterlichen Silberreliquiars aus dem Münster St. Stephan zu Breisach durch. Der kostbare Reliquienschrein birgt Teile der Gebeine der beiden Märtyrer Gervasius und Protasius. Im Zuge dieser Arbeiten wurde der Schrein – außer von restauratorischer Seite – auch (kunst-)historisch und technologisch beleuchtet.

Gisela König

„Zu wissent vnd offenbar sig mengklich mit diser geschrift, als das heiltum der heiligen körper vnd marterer sant Geruasien vnd Protasien ... in denselben silbrin sarche mit flyssiger gewarsam und aller gezierd vnd solemnitet, dartzuo gehörig, gelegt ist ...“ So wird in einer Urkunde aus dem Jahre 1498 die Umbettung der Gebeine der Heiligen Gervasius und Protasius aus dem hölzernen in einen neu gefertigten silbernen Schrein beschrieben (Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Urkunde Nr. UV 0158, Transkription Thomas Wieners). Fünfhundert Jahre später fand ein ähnliches Ereignis statt, wobei diesmal der „silbrin sarch“ nicht ersetzt, sondern technologisch untersucht und restauriert wurde. Die Reliquien bekamen währenddessen einen weniger prunkvollen Aufbewahrungsort zugewiesen. Und auch diesmal erfolgte ihre Rückbettung „in bywesen geist-

licher vnd weltlicher würdiger“. Doch zwischen Schreinöffnung und -schließung lagen mehrere Monate Arbeit (Abb. 1).

Die heiligen Gervasius und Protasius – Stadtpatrone von Mailand und Breisach

Nach der Heiligenlegende sollen Gervasius und Protasius Zwillingssöhne des unter Nero (54–68 n. Chr.) in Ravenna gemarterten Vitalis und der Valeria gewesen sein. Von letzterer weiß man, dass sie sich nach dem Tode ihres Gatten in Mailand niederließ, wo sie jedoch auch bald den Märtyrertod erleiden musste. Ihre Söhne ereilte das gleiche Schicksal, wahrscheinlich unter Kaiser Domitian (81–96 n. Chr.): Gervasius wurde durch Bleigeißeln, Protasius durch Stockschläge und Enthauptung getötet.



1 Breisach, St. Stephan, Reliquienschrein der heiligen Gervasius und Protasius vor der Restaurierung. Höhe des Schreins 58 cm, Länge 84 cm, Breite 42,5 cm.



2 Öffnung des Schreines im Landesdenkmalamt.

Dreihundert Jahre später erscheinen nach der Legende die beiden Heiligen dem Kirchenvater Ambrosius im Traum. Er sucht und findet ihre Leiber und bestattet sie im Jahre 386 unter dem Altar der nach ihm benannten Basilika S. Ambrogio in Mailand, wo auch er seine letzte Ruhe findet.

Wie die Reliquien der Mailänder Stadtpatrone nach Breisach gelangten, ist nicht überliefert. Als Friedrich Barbarossa im Zuge seines Kampfes gegen die von Papst Alexander III. unterstützten oberitalisch-lombardischen Städte Mailand zerstörte, gelangten wohl unter anderen auch die Reliquien von Gervasius und Protasius in kaiserliche Hand. Der Kaiser machte 1164 die Gebeine der Heiligen Drei Könige und anderer Heiliger von dem Mailandfeldzug dem Erzbischof von Köln – Rainald von Dassel – zum Geschenk. Die Namen der beiden Märtyrerbrüder werden zwar hier nicht explizit genannt, man nimmt jedoch an, dass auch ihre Reliquien darunter waren. Der Legende nach fuhr Rainald von Dassel nun zu Schiff über den Rhein nach Köln und kam so auch an Breisach vorbei. Von der Schönheit der Stadt beeindruckt, machte er dort Station und wurde angeblich durch ein Wunder dazu bewegt, den Breisachern einen Teil seiner Reliquienschatze abzutreten. Seit dieser Zeit sollen sich die Gebeine der heiligen Gervasius und Protasius in Breisach befinden.

Die erste schriftliche Bestätigung stammt aus dem Jahre 1358. Einer Urkunde zufolge erhält Erzherzog Rudolph IV. von Österreich Teile von den Leibern der beiden Heiligen aus Breisach für den zur Kollegiatskirche erhobenen Stephansdom in Wien zum Geschenk. Auch eine Weltchronik aus der Zeit 1447–1471 erwähnt Breisach als Aufbewahrungsort der Reliquien.

Das Reliquiar im Breisacher Münster

Ob die Gebeine von Protasius und Gervasius ehemals in dem hölzernen gefassten Reliquierschrein mit Stilmerkmalen des 13. Jahrhunderts ruhten, der heute noch in Breisach erhalten ist, gilt nicht als gesichert. Die Vorkommnisse, die die Bürger von Breisach dazu bewogen, ihren Stadtpatronen einen kostbaren Silberschrein zu widmen, sind jedoch im Pilgerbüchlein zu Ehren der beiden Heiligen aus dem Jahre 1505 beschrieben. Die Bewältigung einer schweren Wassernot im Jahre 1480 soll die Bürger so dankbar gestimmt

haben, dass sie gelobten, beide Märtyrer stärker zu verehren.

Korth erwähnt 1905 einen weiteren Grund. Im Jahre 1474 ging die Schreckensherrschaft des Vogtes Peter von Hagenbach zu Ende, der wohl selbst im Gefängnis die erste Anregung zu einem Weihegeschenk gab, als er den Schutzpatronen der Stadt 100 Gulden in bar und einen goldenen Siegelring hinterließ. Eine anschließende Sammlung unter den Bürgern ergab die stolze Summe von 1400 oder 1500 Gulden, die für die Herstellung des prächtigen Silberschreins verwendet wurden.

Aufgrund einer Inschrift („PETRVS BERLIN DE WIMPFHNA“ AN(N)O D(OMI)NI MCCCCLXXXVI“) auf einer Schmalseite des Schreins kam man früher zu der Annahme, der Name des Goldschmieds sei Peter Berlyn gewesen. Heute ist man sich darüber einig, dass Peter Berlyn nicht der Schöpfer, sondern eher ein Hauptstifter des Schreins war. Diese Erkenntnis wird dadurch begründet, dass in Straßburg – was durch die eingeschlagenen Beschauzeichen (Schild mit drei einbeschriebenen Schilden) als Herstellungsort ausgewiesen wird – kein Meister dieses Namens bekannt ist. In Wimpfen hingegen gehörten laut Chronik viele Mitglieder einer Familie Berlyn zu den wohlhabenden und angesehenen Bürgern. Als weiteres Indiz gegen diese Goldschmiedetheorie würde die Tatsache sprechen, dass es zu der Zeit für einen Goldschmied sehr ungewöhnlich gewesen wäre, sich – vor allem an so prominenter Stelle – auf seinem Werk zu verewigen.

Beschreibung

Der Reliquierschrein wird im Ausstellungskatalog „Spätgotik am Oberrhein“ (Karlsruhe 1970) wie folgt beschrieben: „Der Schrein ist ein längsrechteckiger Kasten, der auf einer von vier Löwen getragenen Holzplatte ruht und oben mit einem geschwungenen Walmdach abgeschlossen ist. Dies nüchterne Skelett verschwindet unter einem verwirrenden Geflimmer von in Licht funkelnem Silber. Bei näherem Zusehen ergibt sich jedoch eine feste Gliederung. Jede Längsseite ist in fünf kapellenartige Nischen aufgeteilt, von denen die breite mittlere überhöht ist und auf beiden Seiten eine Kreuzigungsgruppe enthält. Auf der „Petrus-Seite“ erscheinen von links nach rechts die hl. Paulus, Petrus, Protasius und Gervasius, auf

3 Innere Holzkonstruktion (ohne Dach) nach Abnahme der Silberbleche; auffällig sind die Schwundrisse der äußeren Bretter, die Reperaturen an den Eckpartien und die weißen Insektengespinnste.

4 Die gereinigte und stabilisierte Holzkonstruktion.





5 Detail des hl. Petrus vor der Restaurierung; zu erkennen verschwärzte Stellen beim Silber und die vergilbte Zaponlackierung.

6 Detail des hl. Petrus nach der Restaurierung; die Lackierung wurde entfernt, die Verschwärzungen beim Silber reduziert.

der „Eltern-Seite“ die Eltern der beiden Brüder, die hll. Vitalis und Valeria, dann noch einmal die beiden Protasius und Gervasius. Die Schmalseiten zeigen auf der „Johannes-Seite“ von links nach rechts die hll. Andreas, Johannes den Täufer und Ambrosius, auf der „Stephanus-Seite“ einen unbekanntenen Heiligen, Stephanus als Patron des Breisacher Münsters und den Apostel Philippus. Es ist sehr auffällig, dass auf beiden Längsseiten des Schreins fast vollkommen übereinstimmend eine Kreuzigungsgruppe und die Figuren der beiden Brüder angebracht sind. Man hat vermutet, dass dies durch die nach beiden Seiten sichtbare Aufstellung des Schreins im Lettner gefordert wurde.

Das gesamte Dach ist mit Silberplatten bedeckt, deren Reliefs auf den Längsseiten in jeweils sechs Szenen die Legende der Heiligen Gervasius und Protasius und ihrer Eltern nach dem Bericht der Legenda Aurea schildern. Die Erzählung beginnt auf der „Petrus-Seite“ oben links: 1. Die Marter der Eltern, der hll. Vitalis und Valeria. 2. Gervasius und Protasius verteilen ihr Gut unter die Armen. 3. Die Brüder bauen mit dem hl. Nazarius ein Bethaus. 4. Die drei Heiligen werden dem Kaiser Nero vorgeführt. 5. Martyrium des hl. Nazarius. 6. Verhör der Heiligen durch den Grafen Astasius. Auf der „Eltern-Seite“ links oben: 7. Martyrium der beiden Brüder. Gervasius wird mit Bleikugeln zu Tode geißelt, Protasius enthauptet. 8. Die beiden Brüder erscheinen dem hl. Ambrosius im Traum. 9. Philippus und sein Sohn bergen und bestatten die Leiber der Heiligen. 10. Die beiden

Brüder und der hl. Paulus erscheinen dem hl. Ambrosius im Traum. 11. Der hl. Ambrosius gräbt die Leiber der Heiligen aus und wunderbare Heilung eines Kranken. 12. Übertragung der Gebeine in eine Kirche und Heilung eines Blinden. Die Giebelseiten zeigen die Anbetung der Heiligen Drei Könige, deren Gebeine gemeinsam mit denen der beiden Brüder durch Rainald von Dassel aus Mailand mitgebracht worden sein sollen, und die Übertragung der Reliquien der beiden Brüder aus dem Schiff in die Stadt Breisach. In den Zwickeln der Längsseiten sind vier Engel mit Weihrauchfässern angebracht.“

Bei einer so komplizierten und langwierigen Arbeit wie der Herstellung des Schreins mit 20 fast plastischen, silbernen Statuetten und 18 Reliefplatten waren sicherlich mehrere Personen beteiligt. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass die Qualität der Goldschmiedearbeiten differiert. Die Figuren in den Nischen fallen durch eine besonders ausdrucksvolle Gestaltung und hohes Können des Goldschmieds auf, wobei die Dachreliefs eher grob und im Vergleich zu den Figuren etwas unbeholfen wirken. Merkwürdigerweise wurde weder für die Stadtansicht von Breisach auf einer Schmalseite des Daches noch für die Figuren ein Schongauer-Stich als Vorlage verwendet.

Das raumgreifende Blattwerk, das jede Nische bekrönt, die zwei Kreuzblumen und die Krabbenverzierung entlang des Firsts und der geschweiften Kanten des Daches prägen mit das opulente, flirrende Gesamtbild des Schreins und verweisen ihn stilistisch eindeutig in die Spätgotik.



7 Der Reliquierschrein nach der Restaurierung.

Restaurierung

Vor der Restaurierung zeigte sich der Silberschrein in gebrochenem Glanz. Unregelmäßige Anlaufschichten – verstärkt durch eine in die Jahre gekommene Schutzlackierung – beeinträchtigten die optische Wirkung des Kunstwerks in erheblichem Maße. Einer sinnvollen Reinigung musste jedoch die Demontage der Silberbleche und damit die Öffnung des Schreines vorangehen. Letztere geschah u. a. im Beisein geistlicher und weltlicher Honoratioren aus Breisach in den Räumen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Stuttgart (Abb. 2). Im Inneren befanden sich Dokumente und Fotos aus dem Jahr 1948, was somit als letztes Öffnungsdatum angenommen werden kann. Der metallene Reliquienbehälter – laut Dokumenten eine Zugabe des 19. Jahrhunderts – war in einem roten Tuch ebenfalls jüngeren Datums eingeschlagen. Er blieb auf Wunsch der Breisacher versiegelt.

Durch die Öffnung des Reliquiars und die Abnahme der Silberbleche konnten interessante herstellungstechnische Details dokumentiert werden, die von der hohen handwerklichen Kunstfertigkeit der mittelalterlichen Konstrukteure Zeugnis ablegen. So waren auch die nicht sichtbaren Elemente des Holzkastens sehr sauber gearbeitet,

die Oberfläche geglättet, die Sägeschnitte exakt. Die Treibarbeiten bestachen durch sorgfältige Ausführung und ausgeklügelte – größtenteils reversible – Montagetechniken, welche eine Demontage mit verhältnismäßig geringer mechanischer Belastung der Originalsubstanz zuließen.

Zutage trat aber auch der bedenkliche Zustand der hölzernen Innenkonstruktion, die dringend einer Stabilisierung bedurfte (Abb. 3).

Der Restaurierung von Holz und Silberblechen ging eine ausführliche Schadensdokumentation in Wort und Bild voraus. Es zeigte sich, dass diese Restaurierungskampagne nicht die erste ihrer Art war, was bei einer bisherigen „Lebensdauer“ des Schreins von gut 500 Jahren auch nicht verwunderlich ist. Die früheren Bearbeiter hatten ihre Spuren u. a. in Form von Jahreszahlen und Markierungssystemen auf dem Objekt hinterlassen, welche nun Rückschlüsse über Anzahl und Ausmaß der Eingriffe zuließen. Sie müssen ihre Arbeit gut gemacht haben, denn die Originalsubstanz ist uns größtenteils über ein halbes Jahrtausend hinweg erhalten geblieben. Auch bei dieser Restaurierung sollten die Maßnahmen nicht über das konservatorisch Erforderliche hinausgehen.

Der Holzrestaurator aus Rottenburg nahm sich der Innenkonstruktion an. Aufgegangene Leim-

fugen wurden neu verleimt und Schwundrisse mit eingepassten Lindenholzleisten stabilisiert (Abb. 4).

Die Metallrestaurierung führten Claudia Magin, Thomas Kahlau und Gisela König (Adademie der Bildenden Künste) durch (Abb. 5 u. 6). Die vergilbte und inzwischen nur noch fragmentarisch vorhandene Zapon-Lackierung der Silberbleche konnte durch Einlegen der Bleche in warmes Wasser abgenommen werden. Seifenwurzel als Badzusatz erleichterte die mechanische Reduzierung der schwarzen Anlaufschichten auf dem Silber. Als Werkzeug zur Entfernung der Verschwärzungen dienten Ziegenhaarbürsten und – an besonders hartnäckigen Stellen – Wattestäbchen mit Calciumcarbonatpulver als schonendes Schleifmittel. Ein abschließendes Acetonbad entfernte letzte Reste der Lackierung, entfettete die Metalloberfläche und garantierte eine vollständige Trocknung des Silbers.

Nach erneuter Montage aller Teile erstrahlt der Reliquienschrein in neuem – altem – Glanz, den es nun so lange wie möglich zu erhalten gilt (Abb. 7). Dies soll durch die Aufbewahrung des Kunstwerks in einer so gut wie luftdichten Vitrine und der Reinhaltung der Vitrinenatmosphäre durch Schadstoffadsorber gewährleistet werden. Ein regelmäßiger Austausch des Adsorbers und – bei Bedarf – das Polieren des Silbers mit einem weichen Tuch sind als Pflegemaßnahmen erforderlich.

Bei dem Reliquienschrein der heiligen Gervasius und Protasius handelt es sich nicht um ein Museumsobjekt, das lediglich von weitem bestaunt wird, sondern er ist in das Leben der Breisacher Gemeinde aktiv eingebunden. Am ersten Sonntag nach dem 19. Juni findet jährlich eine Prozession zu Ehren der Stadtpatrone statt, bei der der Schrein mitgeführt wird. Entsprechend geschützt und gesichert ist eine solche Nutzung durchaus wünschenswert, da sie das Reliquiar in übertragendem Sinne am Leben erhält, und dieses nicht zu einem zwar schönen, aber bedeutungsleeren Kunstobjekt wird.

Literatur

Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.), Spätgotik am Oberrhein – Meisterwerke der Plastik und des Kunsthandwerks 1450–1530, Ausstellungskatalog 1970, 226 ff. Nr. 232 Abb. 212; 213.

Fritz, Johann Michael: Goldschmiedekunst der Gotik in Mitteleuropa, München 1982, 283 Abb. 705–707.

Korth, Leonard: Der Reliquienschrein der Heiligen Gervasius und Protasius zu Breisach, in: Zeitschrift für christliche Kunst, Jahrgang XVI, Düsseldorf 1903, Spalten 87–90.

Gisela König
Gutenbergstraße 88
70197 Stuttgart



„Ich wollte kein Wohnhaus mehr bauen“ Die Villenbauten Egon Eiermanns in Baden-Baden

Der Architekt und Hochschullehrer Prof. Egon Eiermann (1904–1970) verwirklichte in Baden-Baden zwei baukünstlerisch herausragende Privathäuser. Eiermann erstellte zunächst für den Bauherren Graf Hardenberg einen anspruchsvollen Villenbau (1958–1960), wenig später wurde er zum Baumeister und Gestalter des ersten eigenen Wohnhauses (1959–1962). Beide Kulturdenkmale werden hier vorgestellt.

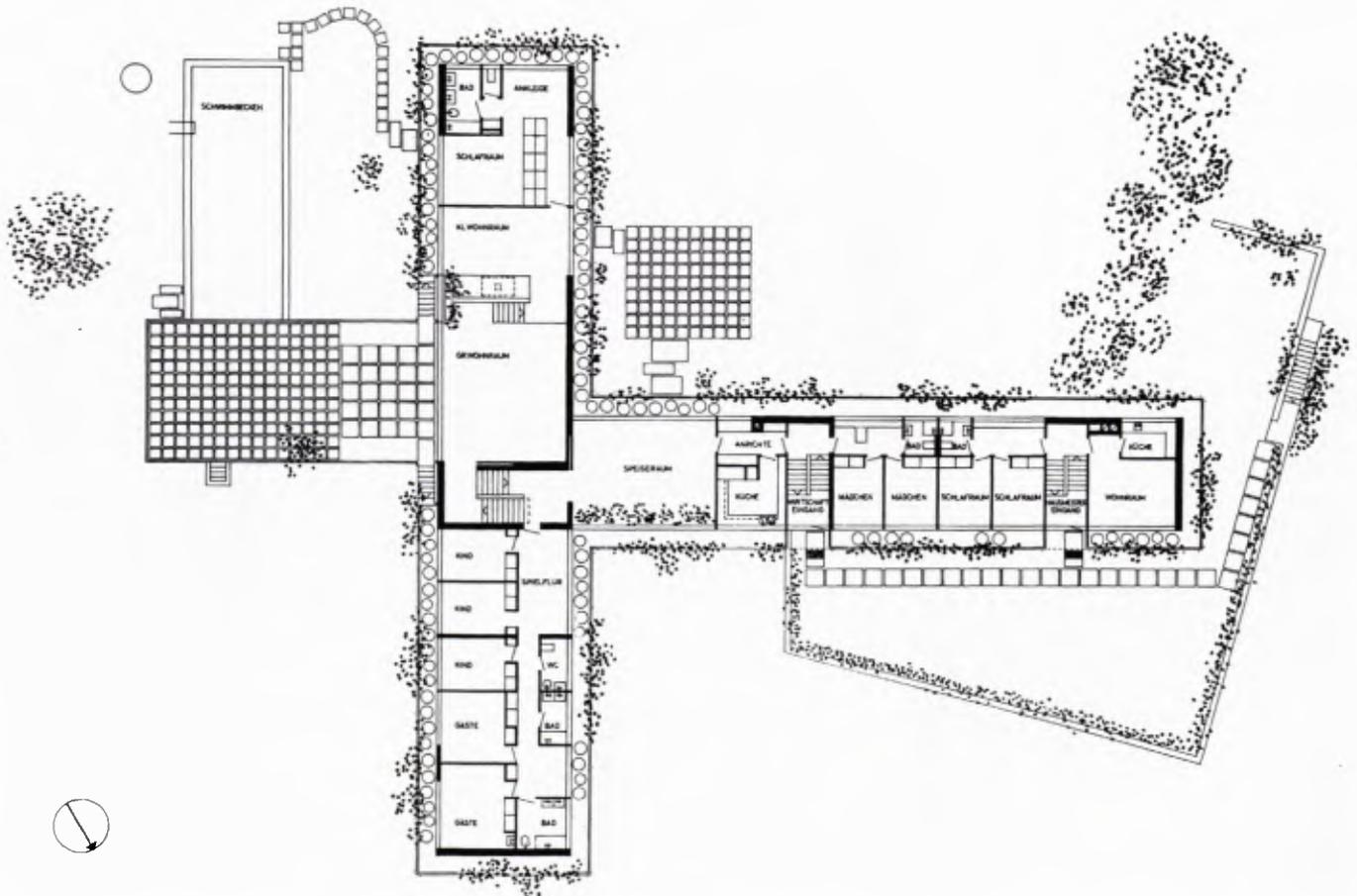
Clemens Kieser

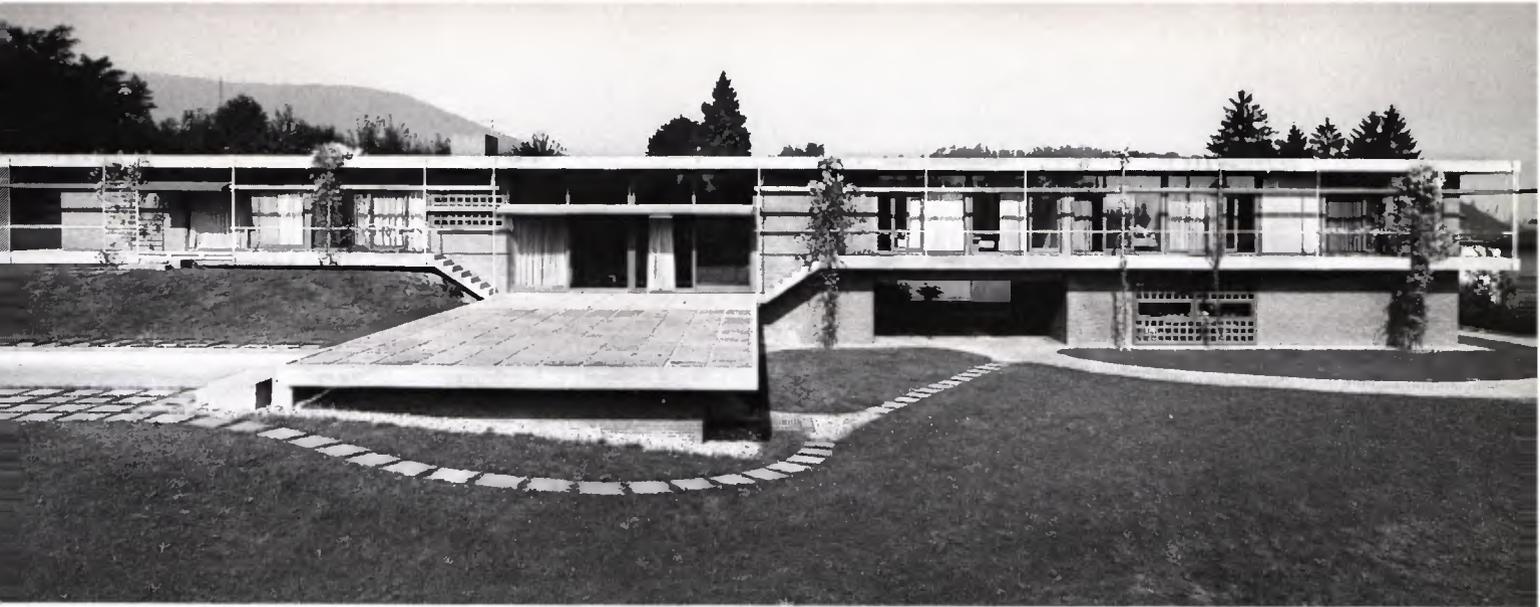
Zur Entstehungszeit beider Gebäude, um 1960, war der Architekt bereits international bekannt. Seit 1947 an der Technischen Hochschule Karlsruhe, wurde er als Lehrer und Baumeister schul- und stilbildend für eine ganze Generation junger Architekten. Eiermann verwirklichte neben einer Reihe von wegweisenden Industrie- und Verwaltungsgebäuden so bedeutende Projekte wie die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin (1957–63) und die Pavillongruppe auf der Weltausstellung in Brüssel (1957–58, mit Sep Ruf). In der Zeit

des Dritten Reiches hatte Eiermann versucht, sich auf „ideologiefreie“ Privatwohnhäuser und Industriebauten zu konzentrieren, zeichnete jedoch schließlich für einen Berliner Kasernenneubau verantwortlich.

Eiermann stand der Bauaufgabe eines privaten Wohnhauses 1958 zunächst kritisch gegenüber und nahm den Auftrag des Grafen Hardenberg nicht ohne Zögern an. Der Architekt etablierte sich während der beiden Nachkriegsjahrzehnte zum bekanntesten deutschen Vertreter industri-

1 Baden-Baden, Grundriss des Hauses Hardenberg.





ellen und öffentlichen Bauens, doch hatte er seit 1938 kein Wohnhaus mehr geplant. Seine anfängliche Zurückhaltung erklärt sich dem eigenen Vernehmen nach auch aus dem sehr subjektiven Charakter der Bauaufgabe, die vom Baumeister eine ungewohnte Auseinandersetzung mit den Lebensgewohnheiten des Bauherren und dessen Familie verlange.

Haus Hardenberg

Nach eingehenden Gesprächen mit dem Bauherren Graf Hardenberg und seiner Frau entstand das Entwurfskonzept eines im Prinzip eingeschossigen, ausgeprägt in der Horizontalen entwickelten T-förmigen Baukörpers (Abb. 1) mit relativ langgestreckten, schmalen Flügeln, in denen die verschiedenen Funktionen und Raumgruppen – wie bei Eiermann üblich – klar und schnörkellos angeordnet sind und sich nach beiden Seiten in den Garten öffnen, sodass im oft heißen Baden-Bader Klima eine gute Durchlüftung aller Räume gewährleistet ist. Die zentralen Räume des Hauses nehmen die gesamte Flügelbreite ein. Die Villa Hardenberg nutzt auf geschickte Weise das Grundstück und teilt es in drei Zonen auf: Die repräsentative Auffahrt, den durch begrünte Aufschüttungen intim gestalteten Wohnhof und den großen Spielhof mit Schwimmbad (Abb. 2 u. 3). Erstmals nutzte Eiermann bei der Villa Hardenberg die konstruktiv-gestalterischen Erfahrungen und Entwicklungen seiner Zweckbauten, die nun in das Gesamtkonzept eines großen Wohnhauses eingingen und darin bereits kommende Projekte ankündigen. So findet beispielsweise der durchgehende Balkonumgang in seiner Funktion als räumliche Zwischen- und Verbindungszone Anwendung (Abb. 4), ein Element, das in den folgenden Bauten (z.B. den Hauptverwaltungen der IBM Deutschland in Stuttgart und der Deutschen Olivetti in Frankfurt a.M.) konstruktiv und gestalterisch variiert wurde. Die Wände aus braunrotem Ziegelstein sind außen wie auch zum Teil in-

nen unverputzt, die Fenstertüren und die japanisch anmutenden Wabenfenster aus Oregon-Pinie hergestellt (Abb. 5). Die Segeldächer über den Ausgängen sind mit Markisenstoff bespannt. Nach Eiermanns Vorstellungen sollte sich um die Räume mit ihren großen Fensterflächen eine „Hülle von rankenden Pflanzen“ entwickeln, die auch über die Flachdächer wachsen sollte, um „die Härte der gebauten Form aufzulösen“, zumal Haus und Grundstücke von den höheren Häusern eingesehen werden konnten. Zu diesem Zweck ordnete er vor den Außenwänden und den Fenstern einen etwa einen Meter breiten Umgang an, mit einer filigranen Stahlrohrkonstruktion außen, wie er dies schon bei seinen Zweckbauten seit der zweiten Hälfte der 50er Jahre getan hatte, wie z.B. beim Deutschen Pavillon auf der Brüsseler Weltausstellung und der Deutschen Botschaft in Washington. Weitergehend als bei diesen Bauten dienten hier die Umgänge neben dem gestalterischen Mittel einer räumlichen Fassadenstruktur nicht nur funktionalen Erfordernissen wie Sonnenschutz, Fassadenreinigung und Fassadenwartung sowie äußeren Fluchtwegen. Beim Haus Hardenberg ermöglichten sie darüber hinaus das Entstehen der beabsichtigten „grünen Hülle“ im Abstand vor Fenstern und Außenwänden, die sich der Architekt als optischen und klimatischen Übergangsraum vorgestellt hatte, als Vermittlung zwischen Natur und orthogonaler Form.

Auch im Inneren des Gebäudes zeigt sich eine detaillierte Planung, hier sei beispielhaft auf die filigran entworfenen Treppengeländer hingewiesen (Abb. 6). Das Wohnhaus wurde innen mit Möbeln Eiermanns eingerichtet. Stühle, Betten, Tische, Garderobe u.a. sind sehr vollständig erhalten (Abb. 5). Auffallend sind auch die kreisrunden, vielfarbigen Kachelbeläge der Fußböden, die in ähnlicher Weise auch im Inneren der Gedächtniskirche in Berlin anzutreffend sind.

Mit dem Haus Hardenberg schlägt Egon Eiermann eine Brücke zu seinen Werken vor 1945.

2 Spielhof mit Terrasse, links Wohnbereich mit Elternschlafzimmer, rechts die Schlafzimmer der Kinder.

Seine ersten, nicht in dieser Form ausgeführten Pläne zum Haus Vollberg in Berlin 1938 zeigen bereits einen T-förmigen Grundriss, der beim Haus Hardenberg nun erneut hervortritt. Auch das Haus Steingroever in Berlin von 1936/37 variiert bereits einen planerisch verwandten Grundgedanken.

Das eigene Haus

Etwa gleichzeitig mit der Übernahme des Hardenbergschen Auftrags beschäftigte Eiermann das Projekt des eigenen Hauses. Es liegt der Villa Hardenberg gegenüber auf einer Anhöhe der anderen Seite des Oostals. Der Architekt lebte

hier mit seiner Familie von 1962 bis zu seinem Tode 1970. Der langgestreckte Baukörper hat ein flachgeneigtes, weit überstehendes Welleternitdach und ist auf der Gartenseite großflächig verglast (Abb. 7). Es handelt sich um eine Konstruktion mit tragenden Querwänden, auch Schottenbau genannt, die durch eine Treppe in zwei asymmetrische Abschnitte gegliedert wird. Im rechten Winkel zum Wohnhaus befindet sich im Nordwesten ein zweistöckiges, turmartiges Ateliergebäude in gleicher Bauweise, wie das Wohnhaus ist es zum Garten hin ausgerichtet (Abb. 8). An den Längsfassaden bieten Vordächer, Balkone und Schiebegitter Sonnen- und Witterungsschutz. Im Inneren des Wohngebäudes zeigt sich



3 Wohnhof, Blick aus dem Speiseraum der Villa Hardenberg.

4 Umgang beim Wohnhof, Zugang zum Speiseraum der Villa.



5 Villa Hardenberg, Speiseraum mit Wabenfenstern und von Eiermann entworfenen Möbeln.

eine räumliche Untergliederung durch die in ihrer Höhenanordnung gegeneinander versetzten Wohn- und Schlafbereiche.

Jedes Detail des Gebäudes ist mit großer planerischer wie handwerklicher Sorgfalt gebildet und steht immer in engem Zusammenhang mit der übergreifenden Konzeption des Architekten: So sind beispielsweise die Fußböden im Inneren wiederum mit kreisrunden farbigen Kacheln belegt, die formal mit den großen Terrassenplatten im Freien und den ausgeschnittenen Blumentopföffnungen in den Balkonböden korrespondieren (Abb. 9). Das leuchtend braun-rote Holz der Oregon-Pinie fand vielfältige Verwendung: Nicht nur das Dachgebälk und die Fensterelemente, son-

dern auch die Deckenschalungen im Inneren wurden in diesem Werkstoff gearbeitet, ebenso die wandfeste Möblierung in Küchen, Nass- und Wohnräumen.

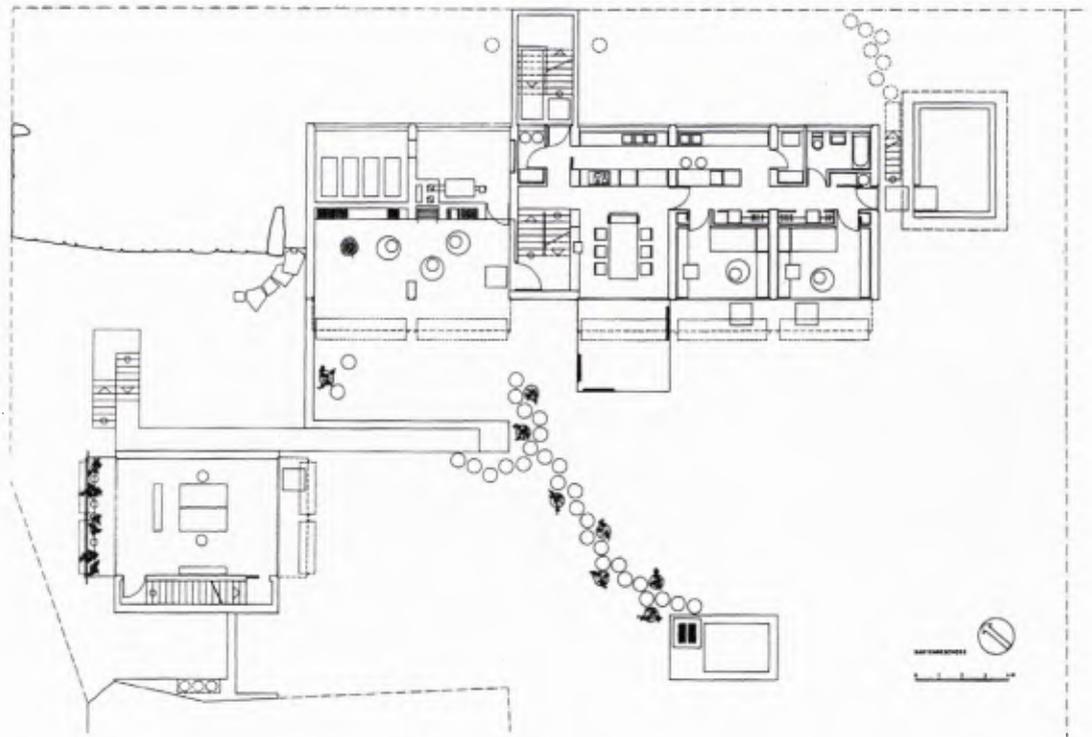
Eine Besonderheit stellt das Schlafzimmer des Ehepaars Eiermann dar, dessen Zwischenwand mit einem offenen, beidseitig nutzbaren Schreibtischeinbau versehen wurde. Auch in technischer Hinsicht ist die Innenausstattung gut durchdacht, so finden sich in vielen Räumen elektrische Steuereinrichtungen mit übergreifenden Funktionen. Vom Zubehör und der Ausstattung des Gebäudes seien beispielhaft die mit Holzgriffen versehenen Zugkordeln der Lichtschalter erwähnt, wie auch die dreieckigen Segeltuchblenden beim



6 Treppenhaus mit Geländer der Villa Hardenberg.



7 Baden-Baden, Villa Eiermann mit Atelierhaus, Gartenseite mit Terrasse, Kiesbett, Sonnensegeln und Gitterelementen.



8 Grundriss der Villa Eiermann.

Haupteingang, hier ist zur linken Seite eine Tasche für die Post aufgenäht.

Die relingartige Gestaltung der Balkone mit den weißen Sonnensegeln und den Brüstungshölzern und Brüstungsdrähten nimmt – wie auch große Teile der bereits genannten Innenausstattung – Anleihen aus dem Schiffsbau, die mit Elementen japanischer Architektur kombiniert werden. Neben

den an Schiebewände erinnernden, z.T. vergitterten Fenstern der Gartenseite zeigt sich letzteres vor allem in den weit vorstehenden, sehr leicht wirkenden flachen Giebedächern (Abb. 10). Hier wurde in Anknüpfung an japanische Traditionen auf eine Dachrinne verzichtet, abgehendes Regenwasser nimmt ein breites Kiesbett auf, welches das Haus umgibt und wie ein Steingarten malerisch in die Böschung hineinführt (Abb. 11).



9 Blick vom Ateliergebäude auf das Wohnhaus.

Zauber Japans

Eiermann greift bei seinem Wohnhaus mit hoher Virtuosität Motive der traditionellen japanischen Architektursprache auf. Den vielfältigen Einfluss japanischer Ästhetik auf europäische Architekten, darunter auch Egon Eiermann, hat Karin Kirsch in einer Studie gewürdigt. Bereits im Jahre 1935 hatte der Architekt, Hochschullehrer und Architekturtheoretiker Bruno Taut (1880–1939) ein viel beachtetes Buch mit dem Titel „Grundlinien Japanischer Architektur“ veröffentlicht.

Obwohl er wie Eiermann nie in Japan war, ist es zunächst vor allem Ludwig Mies van der Rohe, einer der bedeutendsten Vertreter des funktionalen Bauens, dessen Werk sich schon vor Tauts Buch von japanischen Einflüssen durchdrungen zeigt. Sein architekturgeschichtlich wegweisender deutscher Pavillon auf der Weltausstellung 1929 in Barcelona „war das Japanischste, was denkbar ist“ (Kirsch).

Ende der 50er Jahre war die internationale Bedeutung der japanischen Architektur sprunghaft

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

29. JAHRGANG 2000

JAHRES-
INHALTSVERZEICHNIS

| | | |
|-------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Susanne Arnold | „RURALIA III“ in Maynooth | 135 |
| | Baden-Württembergischer Archäologiepreis 2000 | 77 |
| Johanna Banck-Burgess | Forschungen über alamannische Textilien | 45 |
| Barbara Baum / Angelika Reiff | Rätsel um ein altes Haus | 60 |
| Barbara Baum siehe: Gertrud Clostermann | Ist die Weberei der Firma Otto in Wendlingen noch zu retten? | 114 |
| | Blickpunkt Denkmalpflege. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg auf der Landesgartenschau Singen 2000 | 127 |
| Gertrud Clostermann / Barbara Baum | Ist die Weberei der Firma Otto in Wendlingen noch zu retten? | 114 |
| Rolf Dehn | Frühe Kelten im Breisgau. Der Fürstensitz auf dem Münsterberg in Breisach | 210 |
| Walter Döring | Eröffnungsansprache | 236 |
| Claudia Dutzi | Die Römer in Heidelberg. Oder: Wie entlüftet man einen Tunnel? | 75 |
| Claudia Dutzi | Aufmarsch der Toten. Der Ehrenfriedhof auf dem Heidelberger Ameisenbuckel | 132 |
| Volkmar Eidloth | Stadtbesetzung als hinderliche Vergangenheit? Städtebaulich-planerische Tendenzen in kleineren Städten des 19. Jahrhunderts | 96 |
| Frank Ellminger / Hartmut Gollnisch-Moos / Richard Vogt / Michael Wehrli | Wandel von Landschaft und Siedlungsweise im Bodenseeraum | 11 |
| Ilse Fingerlin | ... noch einmal Rastatt und Favorite. Zu zwei Bildnissen der markgräflichen Familie | 144 |
| Gerhard Fingerlin | Neues zur Archäologie der Alamannen | 213 |
| Iris Fromm-Kaupp | ... und sonntags auf die Alb. Das Stationsgebäude des ehemaligen Honauer Bahnhofs | 74 |
| Iris Fromm-Kaupp / Cornelia Lindenberg | Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung | 278 |
| Hartmut Gollnisch-Moos siehe: Frank Ellminger / Richard Vogt / Michael Wehrli | Wandel von Landschaft und Siedlungsweise im Bodenseeraum | 11 |
| Ulrike Grimm | Das erste Rastatter Inventar. Zur Geschichte von Schloss Rastatt und seiner Ausstattung | 138 |
| Ferdinand Fürst zu Hohenlohe- Bartenstein | Begrüßung | 233 |
| Klemens Izsak | Grußwort | 243 |
| Friedrich Jacobs | Wirtschaftsfaktor Denkmal. Die Umnutzung militärischer Anlagen | 187 |
| Bertram Jenisch | Breisach „Schlösslematt“. Ein Wohnbau der barocken Belagerungswerke | 225 |
| Wolfgang Kaiser | Eine Wiege der Textilindustrie. Die ehemalige Spinnerei und Weberei Wiesental | 169 |
| Christiane Kendel | Das Fastentuch im Schwimmbad. Ein Werkstattbericht | 204 |
| Clemens Kieser | „Ich wollte kein Wohnhaus mehr bauen“. Die Villenbauten Egon Eiermanns in Baden-Baden | 254 |

| | | |
|------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------|
| Karin Kirsch | Ausstellung „75 Jahre Weißenhofsiedlung Stuttgart“ im Jahre 2002 | 77 |
| Jutta Klug-Treppe | Prähistorische Grabhügel als vielfältige Bezugspunkte in Zeit, Landschaft und archäologischer Forschung. Hügel als Bestattungsort und Grabform | 217 |
| Ulrich Knapp siehe: Bruno Siegelin | Reparatur statt Erneuerung. Der Grüne Turm in Ravensburg | 50 |
| Gisela König | Der Reliquienschrein zu Breisach. Geschichte und Restaurierung | 249 |
| Klaus Kortüm / Johannes Lauber | Topografie des römischen Walheim | 32 |
| Sabine Kraume-Probst | Quo vadis? Ein altes Ortsschild mit Wegweisern in Ohnhülben bei Riedlingen (Kr. Biberach) | 131 |
| Siegfried Kurz | Untersuchungen zur Herausbildung der hallstattzeitlichen Siedlung auf der Heuneburg | 20 |
| Johannes Lauber siehe: Klaus Kortüm | Topografie des römischen Walheim | 32 |
| Bernhard Laule | Erhaltung auf Umwegen oder die Reprivatisierung einer Heimatstube | 193 |
| Frank T. Leusch | Darf Denkmalpflege schöpferisch sein? Gaupenvariationen als Beitrag zur Diskussion | 189 |
| Sabine Leutheußer-Holz | Editorial | 1 |
| Cornelia Lindenberg siehe: Iris Fromm-Kaupp | Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung | 278 |
| Hansjosef Maus | Der Teufelsstein von St. Ulrich bei Freiburg – eine Hinterlassenschaft des früheren Bergbaus? | 82 |
| Verena Nübling | Die Pfahlbausammlung Ludwig Leiners im Rosgartenmuseum Konstanz – ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung | 207 |
| Mechtild Ohnmacht | Ein Südtiroler Haus im Nordschwarzwald. Calw, Bischofstraße 52 | 130 |
| Anne Overlack | „Was haben wir aus dem See gemacht?“ Tagung des Arbeitskreises „Denkmalpflege am Bodensee“ | 281 |
| Dieter Planck | Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1999 | 2 |
| Dieter Planck | Editorial | 81, 137 |
| Dieter Plank | Zum „Tag des offenen Denkmals“ | 230 |
| Dieter Planck / Klaus von Trotha | Das Zentrale Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums Eröffnungsansprachen | 63 |
| Ulrike Plate | Kiosk mit Klo. Das ehemalige Wartehaus der Karlsruher Straßenbahn „Am Entenfang“ | 76 |
| Ulrike Plate | Funktionale Ästhetik am Rhein. Das Verwaltungsgebäude der DEA-Scholven-Raffinerie in Karlsruhe | 261 |
| Angelika Reiff siehe: Barbara Baum | Rätsel um ein altes Haus | 60 |
| Marcus Reuter | Von der Antike ins Frühmittelalter | 42 |
| Ralph Röber | Vom ersten Einbaum zum letzten Lastensegler. Die neue Schifffahrtsabteilung des Archäologischen Landesmuseums | 264 |
| Jutta Ronke | Ein Wagenfahrer-Ring aus Nürtingen. Glücksbringer oder „Fanartikel“? | 271 |
| Erik Roth | Gesamtanlage „Ehemaliges Stift und Dorf Öhningen“. Eine Gemeinde nutzt die Möglichkeiten von Denkmalschutz und Bauleitplanung | 151 |

| | | |
|-------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------|
| Manfred Sailer | Kulturdenkmale und Gegenwartskunst in Singen | 124 |
| Susanna Schönecker | Papierwelten | 148 |
| Siegmar von Schnurbein | Wohin mit den Funden? Auftrag und Anspruch eines Zentralen Fundarchivs | 70 |
| Bruno Siegelin / Ulrich Knapp | Reparatur statt Erneuerung. Der Grüne Turm in Ravensburg | 50 |
| Wolfgang E. Stopfel | Taufstein – Brunnenschale – Erzmühle? Eine kunsthistorische Nachbemerkung | 88 |
| Wolfgang E. Stopfel | Editorial | 229 |
| Christoph Timm | Kristallträume eines Juwelenfabrikanten. Zur Restaurierung der expressionistischen Innenräume der Villa Ballin in Pforzheim | 91 |
| Klaus von Trotha siehe: Dieter Planck | Das Zentrale Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums Eröffnungsansprachen | 63 |
| Richard Vogt siehe: Frank Ellminger / Hartmut Gollnisch-Moos / Michael Wehrli | Wandel von Landschaft und Siedlungsweise im Bodenseeraum „Vom Messbild zur Bauanalyse“. 25 Jahre Photogrammetrie im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg | 11 226 |
| Michael Wehrli siehe: Frank Ellminger / Hartmut Gollnisch-Moos / Richard Vogt | Wandel von Landschaft und Siedlungsweise im Bodenseeraum | 11 |
| Karin Weiner | „Lieber Römer ausgraben als arbeitslos“. Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Archäologie | 276 |
| Sabine Weyrauch | Schloss Bartenstein | 245 |
| Petra Wichmann | „Die Unanständigkeit des Badens im See verbreitet sich“. Badehäuschen – kulturgeschichtliche Zeugnisse | 109 |
| Petra Wichmann | Künstlerhäuser auf der Höri | 156 |
| Günther Wieland | Späte Kelten in Südwestdeutschland. Forschung zum Siedelwesen der Spätlatènezeit zwischen Neckar und Oberer Donau | 26 |
| Hans Jakob Wörner | Zum Profanbau des 19. Jahrhunderts im Ortenaukreis | 175 |
| Carl Herzog von Württemberg | Grußwort | 241 |
| Manuel Yupanqui Werner | „ITER DE[RECTVM AB ARGE]NTORATE IN R [AETIAM]“. Die flavischen Kastelle Rammersweier und Zunsweier an der römischen Kinzigtalstraße bei Offenburg | 116 |
| Dagmar Zimdars | Piero della Francesca im Markgräfler Land. Über den Umgang mit Wandmalerei | 197 |
| | Personalia | 78, 133, 285 |
| | Buchbesprechungen | 79, 288 |
| | Neuerscheinung | 133 |
| | Tagungsberichte | 135, 278 |
| | Ausstellungen | 136, 287 |

angewachsen. Der entscheidende Anstoß war hier von Le Corbusier gekommen, der, da einige der bedeutendsten japanischen Architekten in seinem Büro gearbeitet hatten, schon vor dem Zweiten Weltkrieg Einflüsse aufnahm, die später durch eigene Bauten und Veröffentlichungen bei der europäischen Kollegenschaft zu Vor- und Leitbildern wurden. Zentrale Quelle der Inspiration war für Egon Eiermann wohl ein Buch des Japaners Tetsuro Toshida, „Das japanische Wohnhaus“ (deutsch 1952), auf das er sich in seinen Vorlesungen häufig bezog. Die Verarbeitung japanischer Einflüsse setzte jedoch schon während der 30er Jahre ein. Das oben bereits erwähnte Haus Vollberg in Berlin weist, wie Sonja Hildebrand gezeigt hat, bereits Merkmale dieser Auseinandersetzung auf.

Die japanischen Einflüsse sind am Haus Eiermann mit wenig Mühe auszumachen, denn hier finden sich flache, weit vorkragende Giebelmächer ohne Dachrinnen, großflächige Schiebetüren zur Gartenseite hin und die vorgehängten, zitathaft an japanische Papierwände erinnernden Vergitterungen. Wesentlich für die Gestaltung ist der Gedanke der Asymmetrie, ein Wesenszug traditioneller japanischer Architekturauffassung. Die vorgehängten weißen Stangen sind in ähnlicher Form auch an buddhistischen und vor allem an shintoistischen Tempeln in Japan zu finden. Das frei stehende Atelierhaus (Abb. 12) spielt auf japanische Teehäuser an, im Außenbereich lassen in die Böschung eingesetzte, gefüllte Betonrohre wie in japanischen Gärten von Stein zu Stein gehen, die in die Böschung eingeschnittenen Kiesfurchen zum Abfluss des Regenwassers finden dort ebenfalls Vorbilder.



10 Straßenansicht der Villa Eiermann.

Für den Garten entwarf Egon Eiermann einen detaillierten Bepflanzungsplan mit japanischem Akzent auf einer niedrigen, asymmetrischen und dichten Bepflanzung. Auf einer erhaltenen Planzeichnung steht am unteren Rand zu lesen: „Prinzip: Ich will keine Aussicht, keine Sonne, sondern Wände aus Grün“. Eiermann suchte seine Wohnhausbauten in das reiche Grün von Baden-Baden einzufügen, er wählte statt dem üblichen Weiß Anthrazitgrau als Fassadenanstrich für sein eigenes Haus und das von Pflanzen zu zierende Ziegelrot der unverputzten Villa Hardenberg. Der Architekt wollte die Vegetation farblich binden und nicht durch grelles Weiß „wie mit Haifischzähnen zerhacken“.

Bei allen hier geschilderten japanischen Inspirationen sollte jedoch nicht aus dem Blickfeld geraten, dass Egon Eiermann als kreativer Architekt in der Tradition der Internationalen Moderne stand. Umfassende formgeschichtliche Untersuchungen seiner Werke in der Nachkriegszeit stehen jedoch

11 Garten der Villa Eiermann mit Wegen, Kiesbetten und Badebecken.





aus. Neben der japanischen Einflussnahme wäre insbesondere die Rezeption der zeitgenössischen skandinavischen und amerikanischen Architektur noch zu analysieren.

Das Haus Hardenberg und die Villa Eiermann in Baden-Baden sind in ihrem künstlerischen Gesamtentwurf und ihrer detaillierten Durchplanung beispielhaft für die moderne Architektur der Nachkriegszeit. Die Villa Eiermann wurde als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmaltbuch eingetragen. Durch den verantwortungsvollen Umgang und die teilweise aufwändige Pflege durch Eigentümer und Bewohner haben sich die Gebäude in authentischer Weise erhalten. Die substanzielle Überlieferung unter modernen Nutzungskriterien erweist sich dagegen bei den vernachlässigten Industriebauten Eiermanns als Herausforderung für die Denkmalpflege. Gerade diese Bauten sind in ihrer teilweise problematischen Materialität bei mangelndem Bauunterhalt äußerst schwierig zu konservieren.

Literatur

E. Eiermann: Wohnhaus der Familie des Grafen Hardenberg. In: *Architektur und Wohnform*, 1 (1962), S. 1ff. und *Baukunst und Werkform*, 7 (1962), S. 374ff.

B. Eiermann: Egon Eiermann. Haus und Nebenhaus in Baden-Baden. In: *Architektur und Wohnform*, 7 (1963), S. 291ff.

W. Schirmer (Hrsg.): Egon Eiermann 1904–1970. Stuttgart 1984.

H. Wichmann: Egon Eiermann. München 1985.

W. Nerdinger und C. Tafel: *Architekturführer Deutschland. 20. Jahrhundert.* Basel/ Berlin / Boston 1996.

K. Kirsch: *Die Neue Wohnung und das Alte Japan.* Architekten planen für sich selbst: Edward Godwin, Frank Lloyd Wright, Charles Rennie Mackintosh, Walter Gropius, Egon Eiermann, Toyo Ito. Stuttgart 1996.

J. Joedicke: *Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Von 1950 bis zur Gegenwart.* Stuttgart/Zürich 1998.

G. Mader: *Gartenkunst des 20. Jahrhunderts. Garten- und Landschaftsarchitektur in Deutschland.* Stuttgart 1999.

S. Hildebrand: Egon Eiermann. Die Berliner Zeit. Das architektonische Gesamtwerk bis 1945 (zugleich Diss. TU München). Braunschweig/Wiesbaden 1999.

Dr. Clemens Kieser

*LDA · Inventarisierung und Dokumentation
Durmshheimerstraße 55
76185 Karlsruhe*

Funktionale Ästhetik am Rhein

Das Verwaltungsgebäude der DEA-Scholven-Raffinerie in Karlsruhe

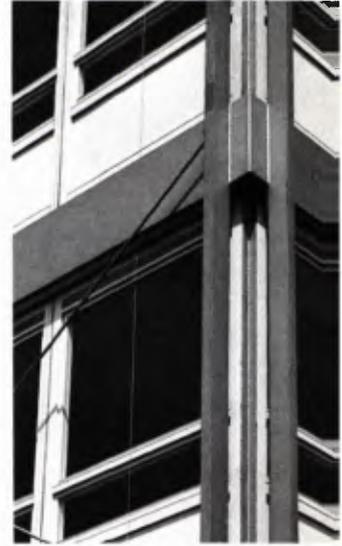
Auf dem weitläufigen Raffineriegelände in Karlsruhe-Knielingen steht ein Kleinod der Architekturgeschichte, das Verwaltungsgebäude der DEA-Scholven-Raffinerie von Egon Eiermann. Noch – denn ob es eine Zukunft hat, ist ungewiss.

Ulrike Plate

Das Verwaltungsgebäude der Raffinerie wurde in den Jahren 1961–63 nach Plänen von Egon Eiermann (1904–1970) erstellt. Eiermann ist heute vor allem für seine nach dem Zweiten Weltkrieg errichteten Bauten bekannt. Vor Augen hat jeder den Neubau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin, unter Fachleuten verbinden sich mit dem Namen jedoch eher Industriebauten wie die Taschentuchweberei in Blumberg (Schwarzwald-Baar-Kreis) von 1951, der Deutsche Pavillon auf der Weltausstellung in Brüssel (1957–58) und Verwaltungsgebäude wie das Bonner Abgeordneten-Hochhaus (1965–69) oder die Olivetti-Türme in Frankfurt/Main (1968–72). Eiermann gilt als einer der Hauptvertreter der so genannten zweiten Generation der modernen Architektur. Die Taschentuchweberei wirkte 1951 auf junge

Architekten in Deutschland wie das Fanal einer neuen, kommenden Baukunst, modellhaft und zukunftsweisend. Sie zeigte Maß und Ordnung, überschaubare Gliederung, präzise gestaltete Details und verwendete wie selbstverständlich die Stahlkonstruktion als Mittel der Architektur.

1947 erhielt Eiermann einen Lehrstuhl für Architektur an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Die Bezeichnung „Eiermann-Schüler“ galt jahrzehntelang für viele Architekten als Referenz. Nach dem Abklingen der „Postmoderne“ als Stil der 80er Jahre ist das Werk Egon Eiermanns gegenwärtig wieder Vorbild einer weiteren Generation von Architekten geworden, die sich, postuliert als „Zweite Moderne“, ein zweites Mal den Bauten des großen Architekturlehrers zuwendet. Obwohl Eiermann über zwanzig Jahre lang sein



1 Karlsruhe, Verwaltungsgebäude der DEA-Scholven-Raffinerie, unmittelbar nach der Fertigstellung. Eingangsbereich des dreigeschossigen Gebäudes. Das von grazilen Stützen getragene Vordach greift weit über die kreisförmige Vorfahrt hinaus.

2 Detail des Verwaltungsgebäudes.



Büro in Karlsruhe hatte, sind von ihm im Stadtgebiet nur zwei seiner Projekte verwirklicht worden. Da ist zunächst das Versuchskraftwerk auf dem Gelände der Universität Karlsruhe von 1951–55 zu nennen. Es gilt als einer der qualitativsten und fortschrittlichsten Bauten der Wiederaufbauzeit in Karlsruhe und wurde 1995 als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ins Denkmalbuch des Landes Baden-Württemberg eingetragen.

Das zweite Projekt auf dem Raffineriegelände umfasst eine ganze Gruppe von Gebäuden, von

denen das Verwaltungsgebäude der Hauptbau ist. Entlang der Eingangsachse der Raffinerie sind das Pförtnerhaus mit Fahrradunterstellplatz, das Kasino, die Feuerwache, das Magazin-, das Werkstatt- und das Laborgebäude aufgereiht, außerdem gehören mehrere auf dem Gelände verteilte Schalthäuser und Messwarten zur Gesamtplanung. Die Gebäude sind als Sachgesamtheit ein Kulturdenkmal nach § 2 DSchG Baden-Württemberg. An ihrer Erhaltung besteht aus wissenschaftlichen und künstlerischen Gründen ein öffentliches Interesse.

Die Planung der Funktionsbauten unterlag mehreren äußeren Zwängen, zum einen durch die Vielzahl der Bauten bei gleichzeitiger Verschiedenheit und gewünschter Variabilität innerhalb der Häuser, das alles unter großem Termindruck (es standen nur 7–18 Monate für Planung und Bauausführung zur Verfügung) und selbstverständlich unter Beachtung ökonomischer Vorgaben. Eiermann löste die schwierige Aufgabe durch den Entwurf eines einheitlichen konstruktiven Rasters für alle Bauten. Typisierte Bauteile waren in der Anfertigung preiswerter und ermöglichten das parallele Arbeiten im Büro und auf der Baustelle. Aus den vorgegebenen Notwendigkeiten heraus fand Eiermann eine formal hoch qualitätvolle Lösung. Alle außenliegenden Stahlelemente blieben frei sichtbar, die vorgefertigten hölzernen Fassadenelemente erhielten eine einheitliche Größe und unterschieden sich nur in der Aufteilung. Teilweise waren die Gebäude klimatisiert, wobei die Lüftungsmaschinen in den Dachaufbauten untergebracht wurden. Bis ins Detail hinein feilte Eiermann an der technischen und gestalterischen Vervollkommnung. Nichts an den Bauten ist zufällig, bis in das fein abgestimmte Farbkonzept hinein ist es ein Kunstwerk von funktionaler Ästhetik.

Über die Qualität dieser Gebäude bestand auch bei den Bauherren kein Zweifel. Als am 14. Juni 1963 der Vorsitzende des Konsortialausschusses

3 Beim eingeschossigen Kantinegebäude ist der Bereich der Cafeteria an der vollflächigen Durchfensterung ablesbar. Foto unmittelbar nach der Fertigstellung.



der DEA-Scholven-GmbH, Dr. Staiger, die offizielle Einweihungsrede hielt, lobte er das Werk Eiermanns mit folgenden Worten: „Das Werk, das Sie vor sich sehen, ist eine nüchterne Industrieanlage. Dennoch haben wir über den Ansprüchen der Technik den Respekt vor den Gesetzen der Ästhetik nicht vernachlässigt und für die Baulichkeiten dieser Raffinerie in Herrn Professor Eiermann einen Architekten von internationalem Ruf gewonnen. Für seine Schöpfungen danken wir ihm auch an dieser Stelle.“

1996 fusionierten die ehemalige DEA-Scholven-GmbH, später OMW, und die benachbarte ESSO zur größten Raffinerie Deutschlands, der heutigen MIRO. Die zentrale Verwaltung bezog die Gebäude auf dem ehemaligen ESSO-Gelände, der Eiermann-Bau verlor seine Funktion. Heute ist dem Gebäude der seit Jahren auf ein Minimum reduzierte Bauunterhalt anzusehen, die Instandsetzungskosten gehen heute in die Millionen.

Im Rahmen der flächendeckenden Inventarisierung wurde 1999 auf das öffentliche Interesse am Erhalt der Sachgesamtheit aufmerksam gemacht. Der Eigentümer widersprach der Kulturdenkmaleigenschaft und legte parallel ein Abbruchgesuch für das Verwaltungsgebäude vor. Das Regierungspräsidium bestätigte das von der Fachbehörde vorgelegte Gutachten, sah aber von einer Entscheidung zugunsten der Suche nach einer gütlichen Lösung ab. Der Fall verursachte große Unruhe unter den Karlsruher Architekten und war auch Thema im Karlsruher Gemeinderat. Nun sind alle Beteiligten gemeinsam auf der Suche nach einem neuen Nutzer für die lichtdurchfluteten Büroräume. Das Gebäude, das außerhalb des eigentlichen Raffineriebetriebes steht, ist zu verschenken. Doch wird sich jemand finden, der die ästhetischen Qualitäten des Eiermann-Baus zu schätzen weiß und die Sanierungskosten nicht scheut? Es steht zu hoffen, dass dieses wichtige Zeugnis der Architekturgeschichte erhalten bleibt.



4 Messwarte im Raffineriegelände, Aufnahme unmittelbar nach der Fertigstellung.

Quellen:

DEA-Scholven-Raffinerie, Akten im Egon-Eiermann-Archiv, Karlsruhe.

Ein Markstein in der industriellen Entwicklung von Karlsruhe. Auszug aus der Ansprache von Dr. Staiger ... anlässlich der Einweihung der DEA-Scholven-Raffinerie Karlsruhe am 14. 6. 1963. Karlsruher Wirtschaftsspiegel 6, 1963/64, S. 8–10.

Egon Eiermann: Raffinerie DEA-Scholven GmbH, Karlsruhe, Architektur und Wohnform 73, 1965, S. 53–63.

Wulf Schirmer (Hrsg.), Egon Eiermann 1904–1970. Bauten und Projekte (Stuttgart 1984), S. 184–185.

Dr. Ulrike Plate

LDA · Inventarisierung und Dokumentation

Mörikestraße 12

70178 Stuttgart





Vom ersten Einbaum zum letzten Lastensegler

Die neue Schifffahrtsabteilung des Archäologischen Landesmuseums

In Baden-Württemberg befindet sich der größte See Deutschlands, der Bodensee. Er wird gespeist durch den Rhein, den längsten Fluss Deutschlands. Bodensee, Rhein und Neckar als nächstgrößter Fluss sind in ein dichtes Gewässernetz eingebunden, das früher mit den eigens für wenig Tiefgang konstruierten Booten und Schiffen weit intensiver genutzt wurde, als uns dies heute möglich erscheint. Die Flüsse entwässern mit dem Rhein zur Nordsee, mit der Donau ins Schwarze Meer und schaffen so Verbindungen nach Norden und Osten. Über Hochrhein und Alpenrandseen zu den Bündner Pässen liefen Verkehr und Handel auch nach Süden über die Alpen.

Ralph Röber

Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Schifffahrt hier seit jeher eine besondere Rolle spielte. Diesem Umstand trägt das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg in besonderer Weise Rechnung, indem es am 18.9. 2000 an der Außenstelle Konstanz eine große Abteilung zur frühen Schifffahrt in Südwestdeutschland eröffnete. Den Anstoß zur Beschäftigung mit diesem Thema gab ein bei der Auffindung noch 18 m langer hölzerner Lastensegler, der 1981 am Strand von Immenstaad entdeckt wurde. Um seine Zerstörung zu vermeiden wurde er im Winter 1990/1991 unter der Leitung von Dr. Helmut Schlichtherle, Landesdenkmalamt, geborgen (Abb. 2).

Per Schiff wurde er in eine Werft in Radolfzell gebracht, wo die Konservierung eingeleitet wurde. Schon früh war angestrebt, dieses einzigartige

Zeugnis mittelalterlicher Schifffahrtsgeschichte im Archäologischen Landesmuseum, Außenstelle Konstanz, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Aber erst ein großzügiges Legat privater Spender an die Denkmalpflege des Landes eröffnete die Möglichkeit, geeignete Räumlichkeiten zu errichten. Der hölzerne Lastensegler wird nun in einem modernen hallenartigen Neubau präsentiert, der unmittelbar an den barocken Konventbau des ehemaligen Klosters Petershausen anschließt (Abb. 1).

Er ist eingebettet in eine Entwicklungsgeschichte der Schifffahrt: Von den Anfängen bis zum Ende des traditionellen Holzschiffbaus im ausgehenden 19. Jahrhundert. Die Grundkonzeption der neuen Abteilung wurde von Dr. Dietrich Hakelberg (Freiburg) entwickelt, der sich ausgehend vom Immenstaader Wrack intensiv mit dem höl-

1 Der Ostflügel des Archäologischen Landesmuseums, Außenstelle Konstanz, mit neuem Anbau (Foto: ALM, P. Rau).



zernen Binnenschiffbau Mitteleuropas auseinandergesetzt hat.

Die ersten Boote und Schiffe

Die älteste uns überlieferte Bootsform ist der aus einem Baumstamm herausgearbeitete Einbaum, der spätestens im Neolithikum ein gängiges Transportmittel auf Seen und Flüssen gewesen sein dürfte. Dank seiner massiven Bauart bestanden für ihn gute Überlieferungsbedingungen. Andere möglicherweise ältere oder gleich alte Bootstypen wie zum Beispiel Kanus sind dagegen vielleicht auf Grund ihrer Leichtbauweise bislang nicht belegt. Einbäume können als „Evergreen“ des Bootsbaus gelten. Noch im Mittelalter, an einigen Voralpenseen auch bis in das 20. Jahrhundert, wurden sie angefertigt. Über die Jahrtausende ist bislang weder in der Form noch in der verwendeten Holzart eine Entwicklung zu erkennen. In den letzten Jahren hat die Einbaumherstellung im Zuge der experimentellen Archäologie wieder eine Art Renaissance erlebt.

Für schwere und sperrige Transportgüter war diese Bootsform allerdings nur bedingt geeignet. Bereits in der Zeit der Kelten ist ein intensiver Schwerlastverkehr vor allem von Wein nachzuweisen, der – in großen Amphoren verhandelt – den Weg über die Rhone von Südfrankreich zum Rhein nahm. Dieser war mit Einbäumen nur schwerlich durchzuführen, so dass wir spätestens für die letzten Jahrhunderte vor Christus mit größeren Plankenschiffen zu rechnen haben.

Militärische und zivile Schifffahrt in der Antike

Im Zuge der römischen Besetzung Südwestdeutschlands wird von dem antiken Schriftsteller Strabo für das Jahr 15 v.Chr. von einer Seeschlacht auf dem Bodensee berichtet, die Tiberius gegen die keltischen Vindeliker geschlagen hat. Wie immer man diesen Bericht auch interpretiert, darf er doch als erstes Zeugnis einer militärischen Flotte gelten. Die Römer nutzten auch in der Folge Flüsse und Seen für militärische Operationen. Aus Oberstimm (bei Ingolstadt) an der Donau kennen wir etwa 15 m lange schlanke Boote aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n.Chr., die für Patrouillen oder Truppentransporte eingesetzt wurden. Sie konnten neben 10 Ruderern weitere 10–15 Mann Besatzung tragen. Mit dem Verlust der rechtsrheinischen Reichsgebiete um die Mitte des 3. Jahrhunderts n.Chr. kamen der römischen Rheinflotte wichtige Aufgaben bei der Verteidigung der durch die Flüsse Rhein, Donau und Iller gebildeten Grenzen zu. Dafür wurden neue Schiffstypen entwickelt, deren 26–32 Rude-



rer zugleich auch die Kampfmannschaft bildeten. Über fast die gesamte Länge des Schiffs erstreckte sich eine Art Kasten zur Aufbewahrung von Waffen und Ausrüstung. In der Spätantike ist neben dem Hauptstützpunkt Mainz auch eine Kriegsflotte in Bregenz am Bodensee belegt.

Im Bereich der zivilen Schifffahrt griffen die Römer auf keltische Erfahrungen zurück und bauten die Handelsorganisation aus. Die Waren auf den Binnengewässern, vor allem Getreide, Wein und Baumaterialien, transportierte der Nauta. Diese Unternehmer waren in Kollegien zusammengeschlossen, den ältesten bekannten Zusammenschlüssen von Schifffahrern, die vielleicht ähnlich organisiert waren und vergleichbare Ziele verfolgten wie die frühneuzeitliche regional agierende Neckarbruderschaft der Schifffleute.

Die nautae nutzten flachbodige Schiffe, die in ihrer Struktur aus der Länge nach aufgetrennten, im Querschnitt L-förmigen zugerichteten Einbäumen bestanden, dazwischen wurden Planken eingefügt. Schiffe dieses Typs liegen aus Schweizer Seen, aber auch vom Niederrhein vor. Sie waren zwischen 15 und 20 m lang, in Einzelfällen konnten sie auch bis 36 m erreichen. Bei ihnen wurden zuerst die Bodenplanken ausgelegt, dann die Bordplanken montiert. Erst danach erfolgte der Einbau der stabilisierenden Spanten. Diese Grundplattenkonstruktion ist auch noch

2 Umsetzen des Lastschiffs mit einem Auto-
kran für den Transport
über See.



3 Im Codex Egberti ist in
einer Szene des Neuen
Testaments ein Fantasie-
schiff mit hochgezoge-
nem spitzen Heck und ei-
nem mit einem Tierkopf
verzierten Bug zu sehen.
Reichenau und Trier vor
985 (Vorlage: Stadtarchiv
Trier).

4 Neckarschiff und Humpelnachen, vermaßte Zeichnung des württembergischen Baumeisters Heinrich Schickhardt von 1598 (Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart).

für das mittelalterliche Lastschiff von Immenstaad charakteristisch.

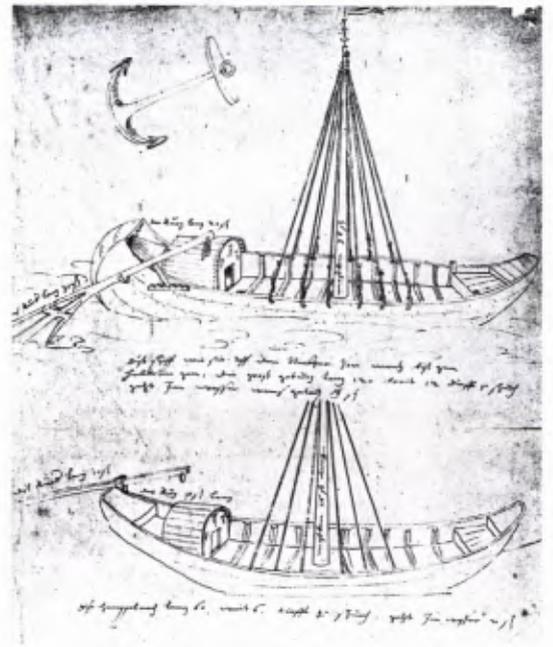
Nach dem Ende der Römerzeit schweigen die Quellen. Erst in den frühmittelalterlichen Heiligenlegenden und in den Aufzeichnungen und Chroniken der Klöster hören wir wieder von Schiffsreisen (Abb. 3). Gerade die Klöster der Bodenseeregion waren auf eine organisierte Schifffahrt angewiesen, um den Warenaustausch mit ihren weit verstreuten Besitztümern zu gewährleisten. Die historische Überlieferung enthält leider keine näheren Angaben zum Aussehen der Schiffe, und die Schiffsansichten, die uns die Mönche hinterlassen haben, spiegeln die Realität kaum wider. Jedoch überliefern die Reichenauer Nekrologe ein Schiffsunglück, bei dem 18 Menschen ertrunken sind. Es liegt daher nahe, dass schon Schiffe von einer gewissen Größenordnung auf dem See fuhren.

Der mittelalterliche Schiffbau

Erst im Spätmittelalter sind detaillierte Aussagen zum Schiffbau möglich. Dies gilt aber nicht für das Gebiet von Oberrhein und Neckar, wo zwar an der Wende des Mittelalters zur Neuzeit Namen wie Humpelnachen, Schnieke oder Lauerntanne in Literatur und vereinzelt auch in zeitgenössischen Ansichten überliefert sind, aber nur selten mit detailgenauen Vorstellungen von Aussehen und Bautechnik verbunden werden können (Abb. 4).

Für den Bodensee haben wir dagegen mit dem dendrochronologisch in das zweite Viertel des 14. Jahrhunderts datierten Lastschiff von Immenstaad ein einzigartiges Zeugnis mittelalterlichen Schiffbaus. Der hier vorliegende Schiffstyp war aber wohl auch schon im Hochmittelalter üblich, wie Schiffsteile aus Überlingen und Konstanz nahe legen, die in sekundärer Funktion zum Ver-

5 Rekonstruktionsmodell des Immenstaadschiffs im Maßstab 1:10. Vorlage und Ausführung D. Hakelberg, Segel A. Schwoerbel (Foto: ALM, M. Schreiner).



schalen von Gruben gedient haben und so erhalten geblieben sind.

Das Schiff von Immenstaad war ursprünglich etwa 20 m lang und 2,5 m breit. Der flache Boden verjüngt sich zu einem langen, rampenartig um 12°–15° ansteigenden Bug. Noch steiler mit etwa 35° steigt das Heck an (Abb. 5). Charakteristisch für diesen Schiffstyp sind die so genannten Übergangsplanken, die vom Boden zur Seitenbeplankung überleiten. Sie sind aus je einem massiven Eichenstamm herausgearbeitet. Diese mit 11,6 m und 12,8 m Länge monumentalen Bauteile versteiften das Schiff in Längsrichtung. Die obere Bordplanke sitzt in Klinkertechnik, also überlappend angeordnet, auf der Übergangsplanke. Die Plankenschale wird durch Spanten aus zugebeilten, krumm gewachsenen Eichenästen gehalten, zwischen die auf die Grundplatte alternierend gerade Hölzer gesetzt wurden. Planken und Spanten wurden durch Holzdübel verbunden; Eisennägeln wurden für den Zusammenhalt dieser Schiffsteile nicht verwendet. Die Kalfaterung besteht aus Leinenwerg, das vermutlich in Pech getränkt war. Die Verwendung von Werg, einem Abfallprodukt der Leinenherstellung, ist im mittelalterlichen Schiffbau bislang einzigartig. Dies ist sicherlich ein Reflex auf den florierenden Leinen- und Hanfanbau im Bodenseegebiet. Die kalfaterten Fugen wurden anschließend mit dünnen aufgenagelten Buchenbrettchen bedeckt, um ein Auswaschen des Kalfatmaterials zu verhindern.

Eine Aussparung für einen Mast in einem vorderen Spantenpaar weist auf die Möglichkeit hin, das Schiff mit einem Segel fortzubewegen. Über Takelage und Segel lassen sich nur Vermutungen anstellen, da auch die zeitgenössischen Bildquellen kein klares Bild entstehen lassen. Nach inten-

siven Recherchen von D. Hakelberg ist ein rechteckiges Rahsegel an einem etwa 10 m hohen Mast am wahrscheinlichsten. So konnten die Schiffe vor dem Wind fahren, ein Kreuz gegen den Wind war aber wohl nicht möglich. Bei Flaute oder ungünstigen Winden konnte das Schiff durch Rudern oder Staken vorangetrieben werden. Gesteuert wurde es wohl mit einem achtern befestigten seitlichen Ruder (Ziehruder). Dieses ist auf mittelalterlichen Bildquellen aus der Region häufig dargestellt, der Realitätsgehalt der Abbildungen ist aber bei den einzelnen Quellen unterschiedlich zu bewerten (Abb. 6).

Beladen wurde das Schiff von der Seite, möglicherweise auch über den schlanken Bug, der als eine Art Laderampe fungieren konnte. Die Lade-fähigkeit lag nach Berechnungen von Dipl.-Ing. J. Leidenfrost bei 17–21 Tonnen.

„meng hundert paar Schuh“

Transportiert wurden auf dem Bodensee eine Vielfalt von Waren, vom lebendigen Vieh über seltene und kostbare Gewürze und Früchte aus dem fernen Orient bis zu den alltäglichen Dingen des Lebens. Ein lebenswichtiges Transportgut war Salz, das zur Zubereitung der Speisen besonders aber zur Konservierung von Lebensmitteln unabdingbar war. Es stammte aus bayrischen und österreichischen Salinen; von dort wurde es über die Häfen in Lindau und Bregenz zu den Endabnehmern am See oder in der Schweiz geliefert. Auch Korn, Wein, Tuche wie die berühmte Bodenseeeinwand, Eisenwaren und vieles mehr wurden tagtäglich per Schiff befördert. Gängiger Transportbehälter war das Fass, eingebrannte Marken geben den Eigentümer an.

Die Ladung des 1499 von Eidgenossen bei Konstanz gekaperten Lastenseglers aus Lindau vermittelt einen guten Einblick in das Warenspek-



6 *Legende der hl. Ursula. Altarbild von Ulrich Mair, 1483. (Foto: Schlossmuseum Wernigerode).*

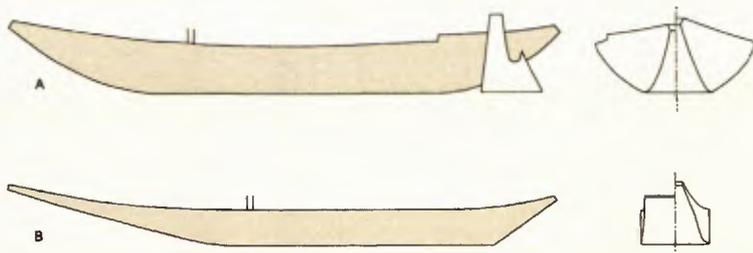
trum, auch wenn diese zur Zeit des Schwabenkriegs sicher auch eine militärische Komponente aufweist: „meng hundert paar Schuh, ob 100 Mütt Mehl (ca. 24 000 Liter), ob 60 Siten Schwins- und sunstigen Fleisch, etlich Fass voll Ankens (Butter), viel Win, ein gut Teil Büchsenpulver, Salz, Spiess und Halbarten..“ Schwergewichtige Baustoffe wie Holz, Kies oder der Rorschacher Sandstein, der an zahllosen Häusern und Kirchen rund um den See verbaut wurde, ließen sich über größere Entfernungen fast nur auf dem Wasser bewegen. Neben den Lasten wurden natürlich auch Personen befördert, seien es Besucher des nächst gelegenen Marktes, Pilger auf dem Weg nach Einsiedeln und Rom oder Kaufleute und andere Gewerbetreibende.

Neuzeitliche Lastensegler

Die Erforschung des neuzeitlichen Schiffbaus am Bodensee steckt trotz einiger taucharchäologischer Untersuchungen und der Auswertung von Bildquellen noch am Anfang. Ein Schlüsselfund ist sicherlich das Wrack eines Lastenseglers des 16. Jahrhunderts, der vor Unteruhldingen auf dem Seegrund liegt (Abb. 7). Dieser ist zwar noch weitgehend von Sediment bedeckt, trotzdem lassen sich einige wichtige Aussagen treffen. Der flache Boden ist 4 m breit, die maximale Schiffs-



7 *Taucher vermessen das Wrack eines vor Unteruhldingen liegenden Lastenseglers.*



8 Der Schiffsrumpf des Immenstaad-Schiffs und eines Segners des 19. Jahrhunderts im Vergleich (nach D. Hakelberg).

breite liegt über 6 m. Die Maße sprechen dafür, dass es sich hier um den größten Schiffstyp handelt, der auf dem See gefahren wurde, eine so genannte Lädine von etwa 30 m Länge. Die Breite der Planken und die dichte Folge der Spanten erinnern noch an das Immenstaad-Schiff, auch wenn die Bauweise in vielen anderen Details abweicht. Dies offenbart sich vor allem am Fehlen der aus einem Baumstamm gefertigten, im Querschnitt winkelförmigen Übergangsplanken. Dieses Bauteil wurde durch zwei im stumpfen Winkel aneinandergefügte Planken ersetzt, mit denen eine größere Bauchigkeit des Schiffs und damit ein deutlich gesteigertes Ladevolumen erreicht wurde. Die Bordplanken wurden nun kraweel, d.h. stumpf übereinandergesetzt und durch senkrecht eingeschlagene lange Eisennägeln fixiert.

Die Veränderungen im Schiffbau an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit dürften sowohl auf ökologische, als auch auf ökonomische Gründe zurückzuführen sein. Einerseits waren mehr als 100 Jahre alte starke Eichen, die für die Übergangsplanken gebraucht wurden, durch das Zurückdrängen und Auslichten der Wälder knapp geworden, andererseits verlangte der zunehmende Handel nach Schiffen mit größeren Ladekapazitäten. Die Schiffbauer erreichten dies bei einer in den Maßen unveränderten Grundplatte und gleichbleibender Schiffslänge durch eine Vergrößerung des Winkels zwischen Boden und Bordwand im Schiffsinnen, sie neigten die Bordwand quasi nach außen. Da dies im Bug- und Heckbereich nur bedingt möglich war, wurden die neuzeitlichen Schiffe zwangsläufig bauchiger als ihre recht kastenförmigen Vorgänger (Abb. 8).

Das Schiff aus Unteruhldingen ist das erste Glied in einer Kette, die erst im späten 19. bzw. am Anfang des 20. Jahrhunderts abbricht. Von den Lastenseglern der letzten Generation sind über Wasser leider keine Exemplare mehr vorhanden. Über Fotografien und Modelle sind sie dennoch recht gut zu fassen, wenn auch zu vielen Konstruktionsdetails die technischen Lösungen noch unbekannt sind. Ihre extreme Bauchigkeit ist das wesentliche Unterscheidungsmerkmal zu den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schiffen

9 Rekonstruktionsmodell eines Segners, um 1850, im Maßstab 1:10. Vorlage und Ausführung M. Kinsky, Segel A. Schwoerbel, Metallarbeiten T. Dingler (Foto: ALM, M. Schreiner).

(Abb. 9). Sie wurde durch Biegen der Bordplanken wohl durch Einwirkung von Hitze oder Dampf erreicht, zur Arbeitserleichterung wurden relativ schmale Planken ausgewählt.

Die Lastensegler auf dem Bodensee waren seit dem 16. Jahrhundert mit einem in Europa einzigartigen Steuerruder ausgestattet. Diese Schiffstür war seitlich achtern angebracht, ungewöhnlicherweise jedoch an Backbord, nicht an Steuerbord. Es war aus mehreren Bohlen zusammengesetzt und verjüngte sich nach oben. An einem massiven Balken, dem Steuerrangen, war das Ruder befestigt und wurde mit einer Pinne geschwenkt. Der Vorteil dieses Steuers war wahrscheinlich die seitliche Lage im unverwirbelten Teil des Wassers.

Von der Uferböschung zur Kaimauer

Zum Anlanden der Schiffe und Löschen der Waren reichten am Anfang flache Uferböschungen, mit zunehmendem Warenverkehr bedurfte es dann eigener Hafenanlagen. Im Hochmittelalter dürfen wir für ganz Südwestdeutschland mit einer größeren Anzahl von Häfen mit Landeeinrichtungen rechnen. In Konstanz sind bereits für die ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts hölzerne Landestege belegt, die über 40 m in den See vorstoßen. Mit Steinen verblendete Landedämme oder Kaimauern sind dagegen wohl erst eine Erscheinung des ausgehenden 12. und 13. Jahrhunderts (Abb. 10). Im Spätmittelalter werden an wichtigen Häfen weitere Maßnahmen zum Ausbau der Infrastruktur getroffen. Dazu gehören





10 Auf archäologischen Befunden basierende Ideenskizze des Konstanzer Hafens in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Vorlage: ALM, C. Bürger).

Hebwerke, die die schwere Handarbeit erleichterten. In Konstanz wird im 15. Jahrhundert ein Hafenkran zum Be- und Entladen der Schiffe gebaut. Etwas jünger ist wohl der Kran aus Heilbronn, der 1513 erstmals dokumentarisch genannt wird (Abb. 11). In Fachwerk konstruiert besaß er eine Höhe von knapp 10 m bei einer Seitenlänge von etwas über 7 m. Im Inneren waren zwei Treträder montiert, die mit menschlicher Kraft bewegt werden mussten. Mit ihnen konnte in Verbindung mit einem Flaschenzug über 5 Tonnen gehoben werden. Diese Kräne aus der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit waren häufig bis in das 19. Jahrhundert in Gebrauch. Die Handels-güter wurden zentral gelagert. Dazu wurden in den Städten Lagermöglichkeiten in Gebäuden geschaffen, wie das städtische Gewölbe im Heilbronner Rathaus, oder Kaufhäuser wie die Greth in Überlingen oder das heute so genannte Konzilsgebäude in Konstanz errichtet. Das letztgenannte mächtige Bauwerk besaß bei einer Grundfläche von 53 m auf 23,5 m eine Lagerkapazität von 2110 m² in der ersten beiden Stockwerken und weitere 2980 m² im Dach. Die gewaltigen Ausmaße zeigen, dass dieses Kaufhaus für den Fernhandel bestimmt war, in erster Linie diente es für Geschäfte mit Kaufleuten aus der Lombardei.

Wasserstraßen

Die Verbesserung der Schifffahrtswege besonders am Neckar war schon im Mittelalter aus ökonomischen Gründen ein Anliegen der württembergischen Regenten. Aber erst Anfang des 18. Jahrhunderts wurde unter Herzog Eberhard Ludwig der Gedanke, den oberen Neckar „naviga-

bel“ zu machen, ernsthaft verfolgt, und es kam 1713 zu umfangreichen Entfernungen von Sand- und Kiesbänken und zur Anlage von Schiff- und Floßgassen, um die in den Fluss gebauten Mühlwehre zu umgehen. Der Unterhalt dieser Anlagen erwies sich aber als ausgesprochen schwierig. Erst im 19. Jahrhundert trieb König Wilhelm I. die Neckarschifffahrt wieder entschlossen voran. Zunächst wurde die Erbauung des Wilhelmskanals bei Heilbronn verwirklicht, mit dem im Jahre 1821 die Verbindung von „oberem“ und „unterem“ Neckar gelang. Die dem Handel und Verkehr sehr abträgliche Trennung des Neckars bestand seit 1333, als Kaiser Ludwig IV. von Bayern (1314–1347) der Reichsstadt Heilbronn das

11 Kran am Heilbronner Hafen. Aquarell von 1918 nach einer Skizze von L. Seiler (Vorlage: Städtische Museen Heilbronn).





12 Bodenseefischer vor Staad mit einem Lastsegelschiff in Kleinformat (Vorlage: M. Hehl, Buchloe).

Privileg aussprach, den Fluss zu eigenem Nutzen nach Belieben zu wenden und zu kehren. Dem Ziel eines durchgängig befahrbaren Neckarschiffwegs dienten auch weitere Maßnahmen unter anderem der Bau von Kammerschleusen.

Der Oberrhein war seit jeher für Schiffer sehr mühsam zu befahren. Ein Gewirr von Altrheinarmen, Sandbänken, dazu ständig wechselnde Flussverläufe, treibende Baumstämme, niedrige Wasserstände und Hochwasser sorgten für ständige Schwierigkeiten, oft gepaart mit Unterbrechungen des Schifffahrtbetriebs. Erst die ab 1817 durchgeführte Rheinbegradigung durch den badischen Wasser- und Straßenbau-Ingenieur Johann Gottfried Tulla (1770–1828), der den Rhein sehr zu recht als „Wildwasser“ charakterisierte, verbesserte die Bedingungen erheblich.

Diese Maßnahmen an Neckar und Oberrhein förderten die Schifffahrt erheblich. Die Erfindung einer brauchbaren Niederdruckdampfmaschine durch James Watt im Jahre 1769 gab einen weiteren Schub. In der Folge erhielten die hölzernen Lastschiffe seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts Konkurrenz durch Dampfschiffe, die auf Neckar, Rhein und Bodensee mehr und mehr

den Warentransport übernahmen, auch wenn gelegentlich spektakuläre Unfälle das Vertrauen der Menschen in die neue Technik erschütterten. Der Todesstoß für die traditionelle Lastschifffahrt erfolgte aber ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durch den Bau der Eisenbahnen. Im Jahre 1897 fuhr die letzte Plätte, auch Ulmer Schachtel genannt, nach Wien, damit endete die Ulmer Frachtschifffahrt auf der Donau. Auf dem Bodensee wurden Anfang des 20. Jahrhunderts die letzten Lastschiffe abgewrackt, die trotz des Einbaus von Verbrennungsmotoren nicht mehr konkurrenzfähig waren. Damit endete der hölzerne Lastschiffbau in Südwestdeutschland, nur bei kleineren Booten, zum Beispiel für den Fischfang, wurden technische Lösungen im traditionellen Bootsbau weiter überliefert (Abb. 12).

Literatur:

Einbaum, Lastensegler, Dampfschiff. Frühe Schifffahrt in Südwestdeutschland. ALManach 5/6 zusammengestellt von Ralph Röber. Stuttgart 2000.

J. Sarrazin, A. van Holk, Schopper und Zillen. Eine Einführung in den traditionellen Holzschiffbau im Gebiet der deutschen Donau. Schriften des Deutschen Schifffahrtsmuseums Bd. 38, Bremerhaven 1996.

K. Schwarz, Die Typenentwicklung des Rheinschiffs bis zum 19. Jahrhundert. Köln 1926.

W. Zimmermann, Die Schifffahrt auf dem oberen Neckar. Heilbronner Museumshefte Nr. 16. Heilbronn 1993.

Dr. Ralph Röber

Archäologisches Landesmuseum

Baden-Württemberg

Außenstelle Konstanz

Benediktinerplatz 5

78467 Konstanz

Ein Wagenfahrer-Ring aus Nürtingen Glücksbringer oder „Fanartikel“?

Folgt man dem Satiriker Juvenal und anderen römischen Schriftstellern, war an manchen Tagen „ganz Rom im Circus zu finden“. Nur ganz Rom? Dass die Circusleidenschaft (furor oder insania circi) bis hinein in die Provinzen verbreitet war, bestätigt in höchst anschaulicher Weise ein Fingerring mit der Darstellung eines Viergespanns samt Lenker und zugehörend-kommentierender Inschrift. Der Ring stammt aus den zwischen 1987 und 1990 durchgeführten Grabungen des Landesdenkmalamtes in der Villa rustica bei Nürtingen und ist heute im Nürtinger Stadtmuseum ausgestellt.

Jutta Ronke

Der aus Bronze gefertigte Ring besteht aus einer hochrechteckig gestellten Platte samt einer ausgesprochen dünnen und entsprechend fragilen Schiene, die an ihrem rechten Ansatzpunkt gebrochen ist. Das Metall zeigt bräunlich-goldene Patina und leicht grünliche Korrosion. An einigen Stellen wie z.B. dem Kopf des Wagenlenkers lässt sich der Beginn von Lochfraßbildung beobachten. Legt man den am Finger getragenen Ring als Beschreibungsgrundlage zugrunde, weist die gegossene, als reliefierte Schaufläche gestaltete Platte eine Höhe von 1,9 cm bei einer Breite von 1,7 cm auf. Auf der glatten Rückseite ist sie an den Ansatzpunkten der unteren Schmalseite hochkant an der bandförmig-unverzierten Ringschiene angebracht. Deren Querschnitt ist charakteristisch D-förmig gestaltet, ihre Höhe beträgt 0,8 cm bei einer inneren Weite von 1,9 cm. Geht man von den Konstruktionsprinzipien (hochrechteckige Montage der Platte mit Ansatz der Schiene an der unteren Schmalseite der Darstellung) aus, weist der Ring entfernte Ähnlichkeit mit dem Aufbau der sog. Schlüsselringe auf.

Beim gegenwärtigen Kenntnisstand bleibt festzuhalten, dass die Nürtinger Pretiose als relativ seltene Erscheinung einzustufen ist. Sie schließt sich jener „merkwürdigen Gruppe“ von Ringen an, „bei denen die Platte nach einer Seite hin frei überragend verlängert ist“; F. Henkel, der Verfasser eines der grundlegenden Sammelwerke zu römischen Ringen, fasst sie folgerichtig unter „Platten mit seitlichem Ansatz“ zusammen.

Die Chance, unseren Ring anhand mehr oder minder gut datierten Parallelen aus dem Repertoire römischer Fingerringe chronologisch fester zu verankern, muss in Anbetracht der derzeit einzig bekannten formalen und ikonographischen Parallele aus der Villa von Houthem-Saint-Gerlach (Limbourg/ Belgien) als wenig erfolgverspre-

chend angesehen werden. Erschwerend kommt hinzu, dass das Vergleichsstück verschollen und nur in einer Zeichnung überliefert ist, die jedoch deutlich das vergleichbare Größenverhältnis (Höhe 1,9 cm; Breite 1,6 cm) belegt. Ist schon angesichts des Fundortes an einer gesichert römischen Herkunft nicht zu zweifeln, kann unter Berücksichtigung des Sujets der Darstellung außerdem die Möglichkeit einer nicht- oder nachantiken Entstehung zuverlässig ausgeschlossen werden. Ungewiss bleiben muss allerdings, ob der Ring in der Germania superior hergestellt wurde, oder ob er importiert worden ist. Mit Blick auf das momentan einzig bekannte, in der Belgica gefundene Vergleichsstück erscheint ein Import (sei es aus Stadrom oder einem möglichen „Herstellungszentrum“) durchaus vertretbar.

Die Wagenlenkerdarstellung

Die Darstellung nimmt die gesamte, als allseits gerahmte Bildfläche aufzufassende Platte ein. Ihr unterer Rand, die eigentliche rechte Ringkante, fungiert dabei als Bodenlinie. Die obere Ab-



1 Bronzering mit der Darstellung eines siegreichen Wagenfahrers aus der römischen Villa von Nürtingen-Oberensingen. Höhe 1,9 cm, Breite 1,7 cm.

2 Zeichnung des Wagenfahrer-Ringes aus der römischen Villa von Houthem-Saint-Gerlach (Belgien) (nach Bulletin Commissions Roy. Art et Arch. 6, 1867, 126 fig. 3).



schlussleiste des Bildes, zugleich linke Ringkante, und auch die linke Schmalseite sind glatt, während die rechte Bildseite, die gleichzeitig als oberer Abschluss des Ringes dient, unter der Herausbildung zweier Randspitzen bogenförmig abgerundet ist. Bemerkenswert übrigens, dass sich die markante Bildung des oberen Ringendes beim belgischen Parallelstück in übereinstimmender Ausformung findet.

Gezeigt wird ein in Seitenansicht wiedergegebenes Viergespann, das im Begriff ist, nach rechts zu galoppieren. Körper und Beine der Pferde sind vollzählig angegeben, letztere allerdings in Form eines halben Kreisbogens, d.h. stark stilisiert. Das Gespann lenkt ein Wagenfahrer in kurzem Gewand. Der Fahrer hält die Zügel in der gesenkten linken und eine Peitsche (ggf. auch einen Sieg verkündenden Palmzweig?) in der erhobenen rechten Hand; die Wiedergabe eines Rades dient als Kürzel für einen Wagenkorb. Das eigentliche Größenverhältnis zwischen Lenker und Gespann ist nicht korrekt wiedergegeben: Die Tiere scheinen im Vergleich zur menschlichen Hauptperson überproportional groß. Dies ist als kompositorischer Kunstgriff des Verfertigers des kleinen

Schmuckstücks zu begreifen, um genügend Platz für die zwischen Pferdeköpfen unten, Darstellungsrahmen rechts und oben sowie Wagenlenker links positionierte Inschrift zu gewinnen. Sie besteht aus den drei ca. 0,5 cm hohen Großbuchstaben VIN.

Die Zusammenschau von Inschrift, Tracht und dem Bewegungsmotiv des Gespanns gibt den wesentlichen Hinweis auf eine Interpretation als Auriga, einen der menschlichen Sphäre entstammenden Wagenlenker bei den römischen Circusspielen (ludi circenses); wagenfahrende Götter wie Sol oder Victoria scheiden folglich aus.

Die Wiedergabe einer nach rechts gerichteten Quadriga auf dem Revers römischer Münzen geht übrigens in der Münzprägung bis zur anonymen Didrachmenprägung der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts v.Chr. zurück; das Motiv der in diesem Fall allerdings von einer Victoria gelenkten Quadriga seinerseits hat sein Vorbild in westgriechischen Münzprägungen des 5.–3. Jahrhunderts v.Chr. Dabei feierten bereits diese Münzen das siegreiche Pferdegespann eines der berühmten sizilischen Rennställe bei z.B. den Olympischen Spielen und keine Siege über fremde Völker.

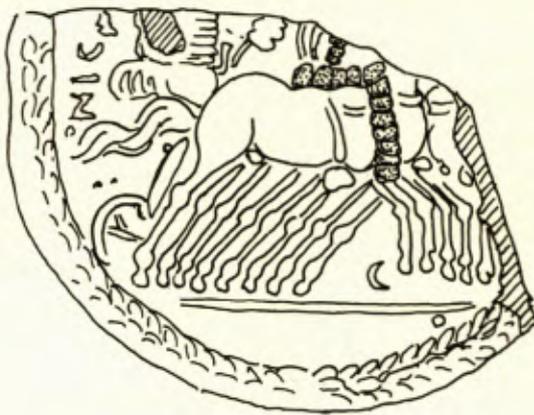
In Analogie zu vergleichbaren Darstellungen auf Münzen und auf Gemmen handelt es sich auch bei dem Ringplattenrelief um ein Echo großformatiger Werke 'en miniature'. Nicht eigens erwähnt zu werden braucht dabei, dass die entsprechenden Bereiche der Kleinkunst schon deshalb über parallele Züge verfügen, weil sie sich rein formal durch ähnliche äußere Bedingungen nahe stehen.

Der römische Fingerring aus einer Villa in der „Belgica“

Wie bereits erwähnt, überliefert die Platte eines heute nur noch als Zeichnung bekannten Bronzeringes (Abb. 2) aus einer gallo-römischen Villa

3 Blick auf die römische Villa von Nürtingen-Oberensingen während der Ausgrabung 1989 (Foto: O. Braasch, LDA, Nr. 7320/004).





in Belgien das bis in die ikonographischen Details hinein gut vergleichbare Motiv. Auf dieser Darstellung begegnet ebenfalls eine nach rechts galoppierende Quadriga mit peitschen- bzw. palmzweighthaltendem, im Wagenkorb stehenden Wagenlenker. Hier wie dort scheint die Ringschiene unverziert-bandförmig und von D-förmigem Querschnitt. Ist man geneigt, der Zeichnung aus dem späteren 19. Jahrhundert weiter Glauben zu schenken, fungiert auch in diesem Fall der untere Rahmen des Bildes als Bodenlinie, die hier wieder aus drei Buchstaben gebildete Inschrift findet sich übereinstimmend in der oberen rechten Eckpartie des kleinen Reliefs. Abweichend von denen des Nürtinger Exemplars lauten sie PRA. Bei beiden Stücken wurde die Inschrift mitgegossen und besteht aus frei nebeneinander gestellten Buchstaben. Aus ihrer Rechtsläufigkeit ergibt sich, dass die Inschrift vordringlich zum Lesen, der Ring daher nicht zum abdrückenden Siegel bestimmt war. In Übereinstimmung mit den von F. Henkel herausgearbeiteten Platzierungs- und Anord-

nungskriterien ist festzustellen, dass sich die Inschrift ausschließlich auf der Platte findet, einzellig ist und geradlinig verläuft. Dies ist bei den aus Reif und Platte bestehenden Ringen als Normalfall anzusehen.

Ihrem Wortlaut nach geben sich beide Inschriften als profane Inschriften rein privater Natur zu erkennen. Dabei stellt sich die Nürtinger Inschrift VIN als Wunsch dar und lässt auf eine besondere Verwendung und Bestimmung des Ringes schließen: Er zählt in gewissem Sinne zu den magischen Ringen, die den Träger als eine Art Amulett begleiteten. Bleiben wir im Kontext der Wagenrennen, dürfen die Buchstaben VIN als Abkürzung für VINCAS/ VINCES (Mögest Du siegen/ Du wirst siegen) aufgefasst werden. Um die Angabe des Sieges bzw. den einschlägigen Wunsch zu bezeichnen, findet sich auf entsprechenden Objekten auch das griechische Äquivalent für das lateinische VINCAS.

Die Berücksichtigung des überlieferten Parallelstücks aus der belgischen Villa erhellt nun einen

weiteren Aspekt beider Ringe: Wie schon in der Erstpublikation nachvollziehbar dargelegt, ist die Inschrift PRA als Kürzel für die Zirkuspartei der Grünen (factio prasina) anzusehen. Bei ihr handelt es sich übrigens um eine der beliebtesten der vier römischen Circusfactionen. Entsprechende Abkürzungen, mitunter als auffordernde Ermunterung erweitert, finden sich z.B. auf Mosaiken, die zudem durch ihre meist farbige Anlage für derartige Darstellungen besonders gut geeignet sind, und auf gallorömischen Vasen mit Reliefmedaillon (Abb. 4). Den genannten Monumenten: dem Fußbodenschmuck, den verwendeten Gefäßen wie den bevorzugten Schmuckstücken, ist eine Vorliebe für bestimmte Circusfactionen bzw. fallweise sogar für namentlich bekannte Wagenfahrer-Stars zu entnehmen. Diese leidenschaftliche Passion, den „Farbenkoller“ (K.-W. Weeber) als Manifestation der Begeisterung für die Circusspiele, teilte die stadtrömische Bevölkerung sogar mit dem Kaiserhaus und unübersehbar mit der Bevölkerung in den Provinzen. In beiden Fällen ergänzen Inschrift und Ringbild einander: Sinnbildhaft wird ein Wagenrennen als Inbegriff rauschhaft-kollektiv erlebter Ereignisse (im heutigen Sprachgebrauch: event) in Erinnerung gerufen und das Schmuckstück durch die Inschrift entweder als Glückssymbol bzw. als entsprechendes Erinnerungsobjekt ausgewiesen. Neben der durch seine Inschrift konkretisierten Funktion darf jeder Ring gleichzeitig als Amulett, Talisman und Glücksbringer sowie als eine Art „Souvenir“ oder auch Vorgänger unserer modernen „Fanartikel“ angesehen werden.

Unsere Ringplatten verdanken ihre Existenz und Beliebtheit im wesentlichen dem mit ihnen verbundenen Sinnzusammenhang, dem Wissen um den zugrundeliegenden, durch sie veranschaulichten Lebensbereich. Unübersehbar ist also der Ideenzusammenhang zwischen Wagenlenker, Inschrift und Ringträger. Urteilt man nach Bild und Inschrift, weist die Darstellung den Eigentümer bzw. Träger des Ringes allgemein als Anhänger der Circusspiele aus. Speziell dem Nürtinger Ring eignet durch die Aufforderung bzw. den Wunsch nach Sieghaftigkeit ein gewisser Talisman- und Glücksbringer-Charakter; bekanntlich gehören Siegesbilder zu den verbreitetsten Glückssymbolen überhaupt.

Abgesehen von der Tatsache seiner Circuspassion lässt sich über seinen Träger weiter nichts Verbindliches sagen. Üblicherweise werden die Ringe mit relativ weitem Innenmaß (über 19 mm) zu den Männerringen gerechnet, doch mag ein Durchmesser von 18 mm nahelegen, dass ihn Angehörige beider Geschlechter in ihrem Besitz und verwendet gehabt haben könnten. Dass das Tragen qualitativ verzierter Ringe übrigens nicht

unbedingt nur Angehörigen der Oberschicht vorbehalten war, belegt die monumentale Hinterlassenschaft der Antike; erinnert sei in diesem Zusammenhang z.B. an die Töpfereiarbeiter in den Provinzen, von denen manche vielleicht ihren Ringstein benutzten, um das Dekorationsrepertoire der von ihnen gefertigten Gefäße zu erweitern.

Das Münzspektrum der Villa von Nürtingen-Oberensingen, Flur „Seelen“, reicht von 74–223 n.Chr. und bietet damit lediglich die zeitlichen Eckpfeiler eines relativ unzureichend fundamentierten chronologischen Gerüsts. Die Tatsache des D-förmigen Ring-Querschnitts führt uns in die Nähe des Enddatums, gestattet allerdings nur den generellen Hinweis auf eine Einordnung in das 3. Jahrhundert n.Chr. Dieses lässt sich angesichts der Erkenntnisse aus der belgischen Grabung des späten 19. Jahrhunderts auf den Beginn bzw. die 1. Hälfte des Jahrhunderts näher eingrenzen: Folgt man der Erstpublikation, weist die Schlussmünze hier nicht über das 3. Viertel des 2. Jahrhunderts n.Chr. hinaus.

Das kleine, bei Nürtingen zutage getretene Schmuckstück darf mit den Worten G. Henkels, des Altmeisters der Ringforschung, als „Meisterwerk geduldiger, hingebender, individualisierender Arbeit“ charakterisiert werden, insgesamt „von vortrefflicher Gesamt- und –unbestreitbar – anrührender Nachwirkung“.

Nicht nur angesichts der Tatsache, dass eine nahezu getreue Parallele existiert, versteht es sich, dass das Ringlein aus der Villa von Nürtingen-Oberensingen in besonderer Weise dazu geeignet scheint, noch heute das Interesse des Betrachters wachzurufen und an dessen Emotionen zu appellieren. Hierfür spricht nicht zuletzt die Tatsache, dass das kleinformatige Relief in Wort und Bild die Erinnerung an vergangene, für das Alltagsleben im gesamten Römischen Reich typische Momente wachhält. Es verkörpert als getreuer Reflex all jene zeitgenössischen Gedanken und Anschauungen, die der eingangs bereits zitierte Juvenal mit der Wendung „panem et circenses“ (Sat. X 81) einprägsam auf den Punkt gebracht hat, und verdeutlicht als bildhaft gewordenes Schlagwort den hohen Stellenwert der Massenunterhaltung als sozio-politisches Steuerungsinstrument im antiken Rom.

Einmal mehr illustriert diese Fingerzier, dass Ringe zu allen Zeiten mehr als nur persönliche Verschönerung waren: Zusätzlich zu ihrer Zier- und möglichen Amulettfunktion wussten sie ihren Träger oder ihre Trägerin unmissverständlich als Vertreter und Anhänger bestimmter gesellschaftlicher Strömungen zu „outen“.

Mit dem Ring aus der Nürtinger Villa ist jedenfalls ein Fenster in die Vergangenheit geöffnet wor-

den, das uns ohne die Tätigkeit der Archäologischen Denkmalpflege verschlossen geblieben wäre. Ihm verdanken wir es jetzt, den Gutshof und seine(n) Bewohner in einem speziellen soziokulturellen Schlaglicht sehen zu können: Die durch die Circusrennbahnen donnernden Quadrigen der Wagenlenker gehören nicht erst seit Filmen wie „Ben Hur“ zum festen Bild, das wir uns vom „Alten Rom“ machen – wie wir einmal mehr sehen: zu Recht machen, denn Wagenrennen schlugen jahrhundertlang die Bewohner auch der Randbereiche des Römischen Reiches in ihren Bann und zeitigten, wie nicht zuletzt der Nürtinger Wagenlenker-Ring beweist, bereits alle Phänomene moderner Massenunterhaltung und „Eventkultur“.

Literatur:

Zu Ringen:

H. Battke: Geschichte des Ringes (Baden-Baden 1953).

F. Henkel: Die römischen Fingerringe der Rheinlande und der benachbarten Gebiete (Berlin 1913).

F. H. Marshall: Catalogue of the Finger Rings, Greek, Etruscan and Roman. Departments of Antiquities British Museum (London 1907; Nachdruck 1968).

A. Ward u. a.: Der Ring im Wandel der Zeit (Erlangen 1987).

Zu Circusspielen und Verwandtem:

H. Gabelmann: Circusspiele in der spätantiken Repräsentationskunst. *Antike Welt* 11, 1980, 25–38.

Gladiatoren und Caesaren. Die Macht der Unterhaltung im antiken Rom. Ausstellungskatalog Hamburg (Mainz 2000).

A. Hönle, A. Henze, Römische Amphitheater und Stadien: Gladiatorenkämpfe und Circusspiele (Zürich 1981).

M. Junkelmann: Die Reiter Roms 1. Reise, Jagd, Triumph und Circusrennen (Mainz 1990).

W. Messerschmidt: Der römische Circus. *Achse, Rad und Wagen* 3, 1995, 10–17.

P. Veyne: Brot und Spiele. Gesellschaftliche Macht und politische Herrschaft in der Antike (Frankfurt a.M. 1988).

K.-W. Weeber: Panem et circenses. Massenunterhaltung als Politik im antiken Rom (Mainz 1994).

Dr. Jutta Ronke

LDA-Archäologische Denkmalpflege

Silberburgstraße 193

70178 Stuttgart



„Lieber Römer ausgraben als arbeitslos“ Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Archäologie

Bei den archäologischen Forschungen im römischen Rottweil wurden erstmals in Baden-Württemberg archäologische Notgrabungen mit Hilfe von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen durchgeführt. Art, Bedeutung und Umfang solcher Maßnahmen zeigte im Sommer dieses Jahres für drei Monate eine Ausstellung im Arbeitsamt Rottweil, die gemeinsam vom Arbeitsamt Rottweil und Landesdenkmalamt Baden-Württemberg konzipiert und realisiert worden ist. Um regionale Ausgrabungen im Bereich des Zollern-Alb-Kreises erweitert, war diese Ausstellung im Herbst auch im Arbeitsamt Balingen zu sehen.

Karin Weiner

Seit 25 Jahren besteht zwischen dem Arbeitsamt Rottweil und der Archäologischen Denkmalpflege des Landesdenkmalamtes eine enge Zusammenarbeit. Durch diese Zusammenarbeit konnten zahlreiche Rettungsgrabungen im Raum Rottweil rasch durchgeführt werden, sodass die geplanten Bauvorhaben ohne große Zeitverzögerung realisiert werden konnten. Gerade Rottweil mit seiner reichen römischen und mittelalterlichen Vergangenheit verlangt eine ständige denkmalpflegerische Betreuung. Die Durchführung der Rettungsgrabungen mit einem großen Personalbestand wurde durch die Schaffung geeigneter Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) durch das Arbeitsamt Rottweil ermöglicht. Allein in Rottweil und Umgebung waren so seit 1975 über 300 in ABM Beschäftigte auf den römischen und mittelalterlichen Ausgrabungen tätig.

Partner: Arbeitsämter und Denkmalpflege

Die Vermittlung der Arbeitnehmer erfolgt über die Arbeitsämter. Betroffen sind vor allem Langzeitarbeitslose, und hier vor allem ältere Arbeitnehmer, Personen ohne Berufsausbildung und Arbeitnehmer mit gesundheitlichen Einschränkungen. Vor allem für ältere Arbeitnehmer hat sich ihre Beschäftigung auf archäologischen Ausgrabungen als sinnvoll erwiesen: So waren auch bei den archäologischen Untersuchungen des römischen Gutshofes bei Oberndorf-Bochingen teilweise bis zu 50% der durch das Arbeitsamt Vermittelten über 50 Jahre alt! Aus diesem Personenkreis konnten einige wieder auf dem ersten Arbeitsmarkt integriert werden.

Die Vorteile dieser Kooperation zwischen Arbeit-

samt und Denkmalpflege liegen auf der Hand: Die Archäologische Denkmalpflege ist durch den höheren Personalbestand auf den Grabungen in der Lage, diese zügig durchführen zu können. Das Arbeitsamt weiß schwer vermittelbare Langzeitarbeitslose wieder in festen Arbeitsverhältnissen. Die positiven Aspekte dieser ABM – die Minderung finanzieller, psycho-sozialer und gesundheitlicher Aspekte einer Langzeitarbeitslosigkeit – überwiegen weit den finanziellen Mehraufwand der Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg für die Finanzierung der Maßnahmen.

Die Initiative für die Ausstellung geht auf A. Scheible, Abschnittsleiter beim Arbeitsamt Rottweil, und T. Schlipf, Landesdenkmalamt, zurück, die beide langjährige Erfahrungen mit diesen ABM im Raum Rottweil haben. Arbeitsamt und Denkmalpflege haben so gemeinsam das Projekt einer Ausstellung konzipiert, deren Ziel die Information der Öffentlichkeit über die Zusammenarbeit beider Institutionen ist.

Die Ausstellung – Konzeption und Realisierung

Die Realisierung der Ausstellung wurde folgerichtig durch die Schaffung einer ABM durch das Arbeitsamt Rottweil ermöglicht. Besetzt wurde die Stelle 1999 durch eine Archäologin. Die Ausarbeitung einer Detail-Konzeption für die Ausstellung und deren Umsetzung dauerte sechs Monate, so dass im Mai 2000 die Ausstellung im Arbeitsamt Rottweil für drei Monate präsentiert werden konnte.

Von Anfang an wurde die Idee verfolgt, eine Wanderausstellung zu schaffen, die in verschiedenen Arbeitsämtern von Baden-Württemberg

erweitert und ergänzt durch ABM auf den anderen Ausgrabungen gezeigt werden kann, da in vielen Arbeitsamtsbezirken des Landes ABM auf Grabungen des Landesdenkmalamtes durchgeführt werden.

Für diese Wanderausstellung war deshalb ein spezifisches didaktisches Konzept erforderlich. Der „Kernbereich“ besteht aus 14 Wandtafeln, auf denen drei große Themenschwerpunkte auch optisch durch einen Farbleitplan betont werden. Es sind dies:

- Allgemeiner Überblick über den Aufbau der Arbeitsverwaltung und die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (5 Tafeln);
- Aufbau und Ablauf von archäologischen Ausgrabungen (7 Tafeln);
- Berufsbilder in der Archäologie (2 Tafeln)

Dieser Bereich kann durch fünf Tafeln für den regionalen Bezug auf die lokalen archäologischen Ausgrabungen erweitert werden. Auf jeder Stellwand wird aber auch ein bestimmter thematischer Bereich als abgeschlossene Einheit dargestellt, sodass die Tafeln auf den verschiedenen Stationen der Wanderausstellung ohne inhaltliche Beschränkungen bzw. Aussageverlust beliebig kombiniert und so den verschiedenen Räumlichkeiten angepasst werden können.

Ausgewählte Fundstücke aus den auf den Tafeln angesprochenen Ausgrabungsstätten sollen in Vitrinen die kulturhistorische Bedeutung der ar-

chäologischen Untersuchungen verdeutlichen. Speziell für die Ausstellung wurde ein neues Stellwandsystem entworfen: Trägermaterial der Tafeln ist Sicherheitsglas, das in eigens entwickelte Metallständer eingesetzt wird.

Zielgruppe sind die Besucher der Arbeitsämter und der Berufs-Informations-Zentren. Diese haben die Ausstellungen in Rottweil und Balingen gut angenommen; allein in Rottweil waren es einige Tausend Interessierte. Diese Resonanz hat die Erwartungen der Veranstalter weit übertroffen. Deshalb wird die Ausstellung auch in anderen Arbeitsämtern für drei Monate gezeigt werden, jeweils mit einem speziellen Regionalteil für die lokalen Ausgrabungen.

Als Ausstellungsorte sind für die kommenden zwei Jahre vorgesehen: Oberndorf/Neckar, Sigmaringen, Konstanz, Aalen, Ulm und – zum Abschluss – Stuttgart. Hier in Stuttgart sollen die „Regionaltafeln“ der verschiedenen bisherigen Ausstellungsorte zu einer großen Gesamtpräsentation zum Thema „Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Archäologie“ zusammengeführt werden.

Karin Weiner M. A.

LDA · Archäologische Denkmalpflege
Königstraße 39
78628 Rottweil

1 Die Ausstellung im
Berufs-Informations-Zentrum
Rottweil, Sommer
2000.



Tagungsberichte

Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung

Die Jahrestagungen des Arbeitskreises für Hausforschung gehören schon seit geraumer Zeit zu den wichtigsten Tagungen für die Denkmalpflege. Hier werden von ausgewiesenen Fachleuten neueste Erkenntnisse besonders über die so genannte „anonyme“ Wohnarchitektur des Mittelalters und der Neuzeit in Stadt und Land vermittelt, die für Erfassung, Bewertung und Restaurierung dieser Bauten von außerordentlicher Bedeutung sind.

Die 50. Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung fand in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg vom 16.9.–20.9.1999 in Ravensburg statt. Zum Jubiläum war erstmals ein Denkmalamt Mitveranstalter der Jahrestagung: Sowohl an der Vorbereitung als auch an der Durchführung waren Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes mit Vorträgen, Moderation, Führungen, Tagungsbüro etc. in großer Zahl beteiligt.

Lagen die für die Hausforschertagungen seit den 80er Jahren gesetzten inhaltlichen Schwerpunkte bisher ausschließlich auf dem Baukörper, so beschäftigte sich diese Tagung erstmalig mit dem Thema „Innenraum“. Früher wurde von den HausforscherInnen oftmals der gesamte Putz von den Innenwänden abgeschlagen, um die darunter verborgene Konstruktion erkennen zu können. Heute ist auch die Innenraumausstattung als Forschungsbereich erschlossen. Die Kenntnisse darüber sind jedoch bislang gering, nicht nur bezogen auf mittelalterliche und frühneuzeitliche Gebäude, sondern auch bei Bauten des frühen 20. Jahrhunderts. Denn die Ausstattung ist in starkem Maße von der Mode abhängig und damit dem Veränderungsdruck unterlegen, außerdem ist der Zutritt zu den Gebäuden oft erschwert. Das Thema „historische Ausstattung“ war schon längere Zeit als Tagungsgegenstand gewünscht und konnte nun zum ersten Mal verwirklicht werden.

Der Veranstaltungsort und damit der regionale Schwerpunkt der Tagung lag seit 12 Jahren erstmalig wieder in Baden-Württemberg. Ravensburg war als adäquater Ort ausgewählt worden, da sich hier die Verknüpfung von Hausforschung und Denkmalpflege an vielen Objekten belegen lässt.

Professor Dieter Planck hob bei seiner Eröffnungsrede hervor, dass eine Zusammenarbeit

zwischen dem Arbeitskreis für Hausforschung und dem Landesdenkmalamt unerlässlich sei, denn „Denkmalpflege setzt Denkmalkennntnis voraus“. Vor allem für die Inventarisierung – neben Erhaltung und Bestandsdokumentation eine „herausragende Stütze“ der Denkmalpflege – bilden die Ergebnisse der Bauforschung eine wichtige Arbeitsgrundlage. Aber auch für die praktische Denkmalpflege ist die historische Bauforschung von großer Bedeutung. Diese bauhistorischen Untersuchungen werden in Baden-Württemberg hauptsächlich von freiberuflichen Forscherinnen und Forschern durchgeführt.

In den Einführungsvorträgen wiesen die Referenten auf die unterschiedliche Betrachtungsweise der Objekte aus kunsthistorischer und volkskundlicher Sicht hin, indem neben der qualitätvollen materiellen Dokumentation auch die Bedeutung des sozialgeschichtlichen Aspekts betont wurde. Des Weiteren betonte Albrecht Bedal (Städtisches Hochbauamt Schwäbisch Hall) in seinem Vortrag die Unterschiede zwischen Hausforschung und Bauforschung. Bauforschung ist meist auf ein einzelnes Objekt bezogen, im Sinne von Gefügeforschung, während Hausforschung sich einer typologischen, regionalen Erforschung der gesamten Hauslandschaft widmet und dabei eine breite kulturgeschichtliche Betrachtungsweise anstrebt. Richard Strobel (LDA) zeigte anhand seiner Arbeiten für das Inventar Schwäbisch Gmünd auf, wie notwendig die Betrachtung von Innenausstattung für die Bauforschung ist. Helmut Reichwald (LDA) erläuterte den möglichen Konflikt zwischen Bauforschung und Restaurierung. Die eine Disziplin benötigt Wandöffnungen, um den Verlauf des Gefüges erkennen zu können, die andere zielt auf größt mögliche Substanzerhaltung.

Nach diesen in das Thema einführenden Referaten waren an den nächsten Tagen die verschiedenen Beiträge in unterschiedliche Sektionen zusammengefasst:

Sektion Ravensburg, Sektion Südwestdeutschland, Sektion Ausstattung I, II, III und IV mit den Bereichen Türen, Fenster, Treppen, mobile und eingebaute Möbel, Haustechnik, hölzerne Wände und Bekleidungen, Wand- und Deckendekoration.

In der „Sektion Ravensburg“ gab es neben einem Abriss zur Stadtgeschichte Vorträge zur Baugeschichte des Humpisquartiers, einem im Kern

mittelalterlichen Wohnkomplex einer Ravensburger Patrizierfamilie, zu Farbfassungen in spätmittelalterlichen Ravensburger Bohlenstuben sowie zu Ravensburger Ofenkachelmodellen der Renaissance. Dabei wurde deutlich, dass die konkreten Ergebnisse der (Bau-) Forschung neue Erkenntnisse zur Bewertung und Datierung eines Objektes liefern. Bei einer Exkursion ins Humpisquartier konnten die Ergebnisse der Bauforschung vor Ort betrachtet werden, die inzwischen auch publiziert vorliegen: Stefan Uhl, Das Humpisquartier in Ravensburg. Städtisches Wohnen im Spätmittelalter. Forschung und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Band 8, Stuttgart 1999.

Die Vorträge der „Sektion Südwestdeutschland“ boten ein Referat über Abzimmerungstechniken von Bohlenbalkendecken, das die Entwicklungen sowie Neuerungen in der traditionellen Holzbauweise aufzeigte. Eine Referentin erläuterte die Ausstattung öffentlicher Badhäuser Süddeutschlands im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit. Des Weiteren wurden ein archäologisch erfasster Pfosten- und ein jüngerer Schwellenbau des 12. Jahrhunderts in Konstanz vorgestellt, die möglicherweise Vorgängerbauten der „Großen Metzsig“ sind, die zwischen 1258 und 1764 aus Schrift- und Bildquellen belegt ist.

In den „Sektionen Ausstattung I–IV“ wurde an Beispielen aus ganz Deutschland vorgeführt, was alles unter dem Begriff Ausstattung zu verstehen ist. Der Schwerpunkt der „Sektion Ausstattung I“ lag auf Türen und Fenstern. Vorstellung fand unter anderem ein Fundus von 20 verschiedenen Türen. Im Bezug auf die Fenster reichte das Spektrum von der Glasherstellung, über die verschiedenen Glasqualitäten, Technik der Verglasung, Entwicklung von Fensterformen, der Fensterrahmen bis hin zu den Beschlägen. Ein Vortrag skizzierte die Entwicklung von „Besuchsankündigungsobjekten“, vom Türklopfer bis zur Klingel. Die „Sektion Ausstattung II“ beschäftigte sich mit Treppen, Möbelvorlagen und gut erhaltenen Inneneinrichtungen vom Mittelalter bis in die 50er Jahre. Zwei Vorträge befassten sich mit der Erforschung von Kachelöfen und Herden. Allen vorgestellten Objekten gemeinsam war, dass sie in dieser Zeit Teil einer gehobenen Wohnkultur waren. Es zeigte sich, dass diese in die Tiefe gehende Erforschung einzelner Objekte dazu dienen kann, das Gängige vom Besonderen zu scheiden.

Die „Sektionen Ausstattung III und IV“ führten die gesamte Bandbreite gehobener Wand- und Deckendekoration vor. Neben Wandmalerei in norddeutschen Bürgerhäusern, Tapeten des 19. Jahrhunderts, hölzernen Wand- und Deckenbekleidungen in süddeutschen Gasthäusern und Adelssitzen wurden auch regionaltypische Stuck-

verzierungen aus Köln und Oberschwaben vorgestellt.

Als Ergänzung zum Tagungsthema wurde im Vorraum zum Vortragssaal die von Angelika Reiff, Anja Stangl und Alois Schneider (alle LDA) konzipierte und erarbeitete Ausstellung „Wohnen im historischen Ellwangen“ gezeigt.

Vertiefend zu den Vorträgen standen am Sonntag zwei Tagesexkursionen auf dem Programm. Es bestand zum einen die Möglichkeit, nach Überlingen und Konstanz zu fahren, das zweite Ziel war Villingen. In Überlingen konnte das Rathaus und das „Reichlin von Meldegg-Haus“ besichtigt werden, in Konstanz fünf ausgewählte Bürger- und Patrizierhäuser aus der Zeit zwischen 1316 und 1781. Die Beispiele machten deutlich, dass mittelalterliche und frühneuzeitliche Ausstattungen nur noch selten original überliefert sind und häufig im Zuge von Bauerhaltungen über die Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg erneuert wurden.

Der Stadtrundgang durch Villingen führte zu mehreren Wohnhäusern, die auf Grund ihrer schlichten, teilweise überformten Fassadengestaltung nur schwer zu datieren waren, sich aber mit ihrem gut überlieferten Gefüge und ihren Ausstattungselementen als spätmittelalterliche Gebäude offenbarten.

Den Abschluss der Tagung bildete eine Besichtigung des „Bauernhaus-Museums“ in Wolfegg, wo am Beispiel eines Gebäudes von 1733 Konstruktion und Ausstattung oberschwäbischer Bauernhäuser vorgeführt wurde.

In der Abschlussdiskussion kritisierten einzelne TeilnehmerInnen zwar das „bunte Nebeneinander“ der Themen, es zeigte sich jedoch, da diese Tagung erstmalig historische Ausstattung zum Schwerpunkt hatte, dass dieses weitgefächerte Sammeln von Forschungsthemen wichtig war, um sich der Bandbreite bewusst zu werden und Einteilungen vornehmen zu können. Überlegt wurden eine Untergliederung in funktionale und rein ästhetische Ausstattung oder eine stärkere Trennung in konstruktive und gestalterische Entwicklungen.

Einstimmig kam der Wunsch zum Ausdruck, all diese Einzelergebnisse zu vernetzen, so dass ein Überblick über eine Region oder eine Epoche möglich wird. Damit wäre auch die Benutzung der Forschungsergebnisse im Arbeitsalltag erleichtert, beispielsweise in der Denkmalpflege, in der eine wissenschaftliche Recherche aus Zeitgründen oftmals leider nicht möglich ist. Einen Anfang dazu macht sicherlich die neu gegründete „Arbeitsgruppe Fenster“, die sich unter anderem für eine Vereinheitlichung der Fenstermaßstäbe einsetzen möchte, um einen exakten Vergleich zu ermöglichen.

Des weiteren ergab sich in der Diskussion die Frage, inwieweit Ausstattungsbeispiele unseres Jahrhunderts sinnvolle Beiträge auf einer Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung sein können, da die Hausforschung den zeitlichen Bereich abdecken soll, der über archivalische Quellen, etwa Baugesuche oder Entwurfszeichnungen nicht zu erschließen ist. Manche Vorträge empfand man eher einer kunsthistorisch ausgerichteten Tagung zugehörig.

Insgesamt brachte die Tagung eine Fülle von Einzelergebnissen, die allen TeilnehmerInnen den Blick schärfte, um zukünftig noch stärker als bisher auf eventuell vorhandene Ausstattung zu achten. Es zeigte sich deutlich, wie viele oft dem Detail gewidmete Beiträge unterschiedlicher Fachdisziplinen ein facettenreiches Gesamtbild der Haus-, Stadt- und Siedlungsgeschichte einer Region ergeben und weitere Zugangsmöglichkeiten sowie Betrachtungsweisen der Objekte auf-

zeigen. Auf diesem interdisziplinären Ansatz beruht die Qualität der Jahrestagungen des Arbeitskreises für Hausforschung.

Begrüßenswert ist vor allem die mehrmals betonte verstärkte Zusammenarbeit zwischen Bau- und Denkmalpflege, da gerade bei der Ausweisung von Kulturdenkmalen das Wissen über die besonderen Merkmale eines Gebäudes ausschlaggebend für seine Bewertung ist.

Die Vorträge werden veröffentlicht in dem von dem Arbeitskreis für Hausforschung herausgegebenen Jahrbuch für Hausforschung, Band 50.

Iris Fromm-Kaup M. A.

Cornelia Lindenberg M. A.

LDA-Inventarisierung und Dokumentation

Gartenstraße 79

72074 Tübingen

„Was haben wir aus dem See gemacht?“ Tagung des Arbeitskreises „Denkmalpflege am Bodensee“

Seit zwanzig Jahren besteht der Arbeitskreis „Denkmalpflege am Bodensee“ als Zusammenschluss aller am Bodensee tätigen Denkmalpfleger. Zum Jubiläum organisierten die Denkmalpfleger am 22. September 2000 eine internationale Tagung der besonderen Art: Während einer ganztägigen Schifffahrt widmeten sich Fachleute unterschiedlichster Disziplinen dem Bodenseeraum als Kulturlandschaft. Dabei gab die Frage „Was haben wir aus dem See gemacht?“ die Blickrichtung vor. Hiermit knüpfte der Arbeitskreis an die Jahreskampagne des Europarates an, die sich zum Ziel gesetzt hat, das Bewusstsein für die Werte überkommener Kulturlandschaften zu stärken. Die Tagung auf der MS „Königin Katharina“ war prominent besetzt, so prominent, dass der thurgauische Regierungsrat Hans Peter Ruprecht scherzte: „Da kann ich nur feststellen – wenn das Schiff untergeht, gibt es Neuwahlen!“ Soweit sollte es an diesem herrlichen Septembertag nicht kommen, vielmehr freuten sich die 140 Teilnehmer an der originellen Tagungsidee, die den Ablauf der 21 Kurzreferate mit der Fahrt des Schiffes kombinierte. Die Dias zum Text gab es vor den Panoramafenstern, die während der zehnstündigen Fahrt prächtigste Ausblicke auf schweizerische, vorarlbergische und deutsche Uferlandschaften erlaubten. Von Konstanz ging es am Südufer des Sees über Romanshorn nach Bregenz und am nördlichen Ufer über Lindau, Friedrichshafen, an der Birnau und der Mainau vorbei zurück nach Konstanz.

Schon in seiner Begrüßung hatte der Konstanzer Oberbürgermeister Horst Frank auf den Widerstreit zwischen Denkmalpflege und Investoren hingewiesen und am Beispiel der eigenen Stadtgeschichte die Notwendigkeit der Denkmalpflege erwiesen. So wurde im 19. Jahrhundert die komplett erhaltene Stadtmauer mit 13 Türmen geschliffen, vor dreißig Jahren das einzige erhaltene Gebäude von Peter Thumb abgebrochen, um Platz für ein Kaufhaus zu schaffen. Die Denkmalpfleger seien sozusagen von Berufs wegen zuständig fürs „Innehalten“ und vermutlich auch berufen, zu definieren, was unsere „Tradition“ im positiven Sinne denn sein könne. Mit dieser Frage jedenfalls entließ der Kommunalpolitiker die Tagungsteilnehmer auf ihre Reise rund um den See. Die Internationalität war das eine Standbein der Tagung, die Interdisziplinarität ihr zweites. Tat-

sächlich verlangten die komplexen Bezüge des Themas nach einer Vielzahl von Perspektiven; zu den Denkmalschützern der verschiedenen Sparten gesellten sich Archäologen und Botaniker, Geographen und Architekten, Ingenieure und Straßenplaner, Kommunalpolitiker und Kunsthistoriker, Naturschützer und Touristiker, Behörden- und Verbandsvertreter.

Selbstverständlich sollte es bei der Betrachtung der Uferlandschaften vom See aus auch darum gehen, die Sündenfälle zu registrieren. Das legte nicht nur das selbstkritische Tagungsmotto nahe. Zum Thema machte es auch der Vizepräsident der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, Georg Carlen (Luzern), in seinem Grußwort. Angesichts der zerstörten Ufer des heimischen Vierwaldstätter Sees, deren baulicher Zustand nur mehr als „Siedlungsbrei“ definiert werden könne, interessierte ihn insbesondere der Vergleich.

Die Bedrohung des Uferraums hat überall die gleichen Wurzeln: die schnell wuchernde bauliche Verdichtung, die maßlosen Ansprüche der mobilen Freizeitgesellschaft, die Industrialisierung der Landwirtschaft. Wie man mit diesen Bedrohungen umgeht, wie man ihnen sinnvoll entgegenwirkt – die Frage nach wirkungsvollen Strategien sollte wesentlicher Teil der Diskussionsrunde auf dem Schiff sein. Weil das Gesagte dem Gesehenen entsprechen sollte, wurde das strenge Raster des detailliert geplanten Tagungsablaufs aufgebrochen. Alles zu seiner Zeit, hieß es auf dem Schiff – wer wann zu welchem Thema redete, orientierte sich einzig und allein am Kurs des Schiffes. Was dabei an thematischer Übersichtlichkeit verloren ging, wurde durch die Lebendigkeit des beständigen Perspektivenwechsels aufgefangen.

Die drei Einführungsvorträge näherten sich dem Bodensee wissenschaftlich-nüchtern und beleuchteten die Aspekte Naturlandschaft („Landschaftsgeschichte des Bodenseeraumes“, Gerhard Lang, Biberach), Kulturlandschaft („Der Bodenseeraum – Versuch zur historisch-geographischen Beschreibung einer europäischen Kulturlandschaft“, Hans-Rudolf Egli, Bern) und Kunstlandschaft Bodensee („Umriss einer Kunstlandschaft Bodensee“, Eva Moser, Friedrichshafen). Mit der behaupteten Einheit des Bodenseeraumes konnte sich Eva Moser zumindest in puncto Kunst nicht

anfreunden. „Muss es denn wirklich die Einheit des Bodenseeraumes sein? Dem stehe ich mit freundlicher Skepsis gegenüber. Für mich würde ich sagen: es lebe der Unterschied, die Vielheit, der Reichtum von Kunst und Kultur!“ Wichtig war ihr die Kommunikation, der befruchtende Austausch vielfältiger Perspektiven – und damit traf die Kunsthistorikerin auch den Nerv dieser Tagung.

Aufgabe der 10-minütigen Einzelbeiträge war es, die Tagungsteilnehmer vor Ort auf die jeweiligen Probleme im Seeuferbereich hinzuweisen. Dabei gab es vier übergeordnete Perspektiven:

- Denkmäler und Kulturlandschaft – Chancen und Gefahren touristischer und städtebaulicher Vermarktung;
- Historische Zeugnisse von Handel, Gewerbe und Verkehr – Gefährdungen und Erhaltungsstrategien;
- Bau- und Nutzungsdruck auf Siedlung und Kulturlandschaft;
- Tourismus – Ein Wirtschaftssektor gefährdet seine eigenen Grundlagen.

Denkmäler und Kulturlandschaft – Chancen und Gefahren touristischer und städtebaulicher Vermarktung

Vor dem thurgauischen Kesswil hatten die Archäologen das Wort. Am Beispiel des hier geplanten neuen Hafens erläuterten Hansjörg Brem und Helmut Schlichtherle den Konflikt zwischen Freizeitnutzung und Bodendenkmalpflege („Kulturgut unter Wasser – Bedrohung archäologischer Fundstätten durch Sportboothäfen und Ufertourismus“).

Während die molenartigen Konstruktionen im Flachwasserbereich, die früher als Winterhäfen und oft auch als Wellenbrecher dienten, für moderne Bootsbesitzer nur Hindernisse darstellen, gelten sie den Archäologen als bedeutende Fundstücke. Vor Kesswil haben sich die Denkmalpfleger mit der genauen Dokumentierung dieser Stellen begnügt, deren Verfall nicht mehr aufgehalten werden kann und soll.

Im Naturschutzgebiet des Rheindeltas informierte Walter Niederer über die Rheinregulierung und ihre Folgen (Das „Rheindelta – Eine Kulturlandschaft im Wandel – Die Rheinregulierung und ihre Folgen“), Patrik Birrer erläuterte die Auswirkungen des Siedlungsdrucks auf das Rheintal („Das Rheintal – Die Veränderungen der Kulturlandschaft durch den Siedlungsdruck“). So habe sich die Bevölkerungszahl in den letzten vierzig Jahren verdoppelt, die Siedlungsfläche vervierfacht, der Verkehr verzehnfacht. Die einst kompakten Dorfstrukturen seien zerflossen, die Hänge des Rheintals durch Streubesiedlung entstellt. Diese Zer-

störung der alten Siedlungsstrukturen ist nicht nur ein ästhetisches Problem. Natur- und Kulturerbe sind primäre Ressource für den Tourismus. Ihre Bewahrung sollte mithin schon aus wirtschaftlichen Gründen ein vorrangiges Ziel sein.

Vor der Argenmündung zwischen Kressbronn und Langenargen referierte Stefan Saeger die Geschichte der beiden größten Häfen am Nordufer des Sees, die in zwei alten Kiesgruben angelegt wurden („Vom Baggerloch zum Sportboothafen – Touristische Attraktionen am Seeufer im Konflikt mit Natur- und Landschaftsschutz“). 2300 Boote liegen hier und locken in den Sommermonaten genausoviel Touristen an, wie Kressbronn Einwohner zählt: 7500, sämtlich motorisiert. All dies ereignet sich inmitten des Landschaftsschutzgebietes, wobei dank des Bodenseeuferplans wenigstens eine neue Bebauung des empfindlichen Areals vermieden werden konnte.

Historische Zeugnisse von Handel, Gewerbe und Verkehrs – Gefährdungen und Erhaltungsstrategien

Zur Tradition gehört das Nachdenken über die eigene Identität. Am Beispiel Romanshorn befasste sich Beatrice Sendner-Rieger mit Nutzungskonzepten für historische Gewerbe-, Bahn- und Hafenanlagen („Erhaltungskonzepte für historische Gewerbe-, Bahn- und Hafenanlagen – das Beispiel Romanshorn“). Nach dem Rückgang des Warentransports stehen die riesigen Lagerhäuser im Hafengelände heute leer, das Areal verödet. Neue Nutzungskonzepte werden verzweifelt gesucht, alle Initiativen freilich im Keim erstickt. Sendner-Rieger forderte Trauerarbeit, ein Nachdenken über die eigene Identität: „Hier ist ein bisschen Rotterdam, ein Hauch von Hamburg – architektonische Qualität tut not.“ Im übrigen dürfe das Vakuum auch als Chance begriffen werden, wo doch der ganze übrige See mit dem Problem der Übernutzung konfrontiert sei.

In den beiden folgenden Vorträgen ging es um die Verklammerung des Sees mit dem Hinterland. Über die historische Wasserversorgung St. Gallens, das zehn Kilometer vom See entfernt liegt, informierte Martin Schregenberger („St. Gallens Bindung an den Bodensee – Frühindustrielle Wassernutzung und Seewasserleitung“).

Daniel Studer beschäftigte sich mit den Kornhäusern, die als Bodenspeicher mit mehreren Stockwerken vor allem Getreide und Salz aufnahmen („Kornhäuser – Ein charakteristischer Haustyp und seine historisch-geographischen Bezüge im Bodenseeraum“). Das Kornhaus in Rorschach, das an ein barockes Schloss erinnert, wurde im Vorbeifahren gewürdigt. Über ein Nutzungskonzept für den imponierenden Bau wird nachgedacht.

Richard Wittasek-Dieckmann schließlich machte die Umnutzung historischer Industriebauten zum Thema („Von der Hausweberei zur frühen Textilindustrie – Landschaftliche Prägung und grenzüberschreitende Beziehungen eines traditionellen Wirtschaftszweiges im Bodenseeraum“).

Bau und Nutzungsdruck auf Siedlung und Kulturlandschaft

Was „Tradition“ im positiven Sinne sein könne – eine Antwort auf die Frage des Konstanz Oberbürgermeisters gab Georges Frey in seinem Referat „Streusiedlungen im Appenzeller Land – Eine Bilderbuchlandschaft und ihre Probleme.“ Am Beispiel des Appenzeller Lands skizzierte Frey seinen Traditionsbegriff. Als Denkmalpfleger in dieser idyllischen Landschaft sei er sozusagen „Berufsarkadier“. Gerade darin liege aber auch ein Problem. Die Bildvorstellung nämlich, die ein jeder von dieser Bilderbuchlandschaft in sich trage, sei so traditionell wie unreflektiert. Hierin liegt für Frey die Gefahr; bloßes Imitieren des Überlieferten münde ausweglos in Kitsch. „Tradition“ aber entstehe in einem Prozess, der sich von der Vergangenheit nähren, in der Gegenwart stattfinden und in die Zukunft weisen müsse. Freys wesentlichste Forderung: „Bauen im ländlichen Raum muss zur architektonischen Aufgabe werden.“

„Lindau – Probleme einer historischen Altstadt in Insellage“ hatte Eugen Baumann seinen Beitrag über den Touristenmagnet betitelt, der pro Jahr eine Million Tagestouristen zu verkraften hat. Auf stets gleicher Route wälzen sich die Heerscharen über die Insel. An dieser „Idiotenrennbahn“ werden Sensationsmieten verlangt und gezahlt. Die logische Folge: Viele Geschäfte überleben den Winterschlaf nicht, in den die Insel zwischen November und Ostern versinkt. Zweites prägendes Charakteristikum der Insel, die bis heute ihrem frühmittelalterlichen Grundriss verhaftet geblieben ist, ist der Zwang zu hoher baulicher Konzentration. Instrumentarien zur Steuerung der städtebaulichen Entwicklung gibt es durchaus: So werden keine neuen Gaststätten zugelassen, und ab dem zweiten Obergeschoss ist nur mehr Wohnnutzung erlaubt. Freilich gibt es derzeit Bestrebungen zur Lockerung des seit zwölf Jahren existierenden Bebauungsplanes. „Jeder“, so der Denkmalpfleger, „will von diesem Lemmingzug profitieren.“ Entscheidend für die Zukunft Lindaus dürfte der Ausgang der Diskussion um eine Verlagerung der Bahn aufs Festland sein. Wäre dies eine sinnvolle Lösung, oder würde es nach der Abwanderung von Banken, Zoll und Post in die Vorstadt nur einen weiteren Zentralitätsverlust bedeuten?

Über die Lindauer Villenlandschaft am bayerischen Seeufer berichtete Markus Weis: „Die Villenlandschaft an der „Bayerischen Riviera“ – Nutzungsdruck und Denkmalpflege“. Das zwölf Kilometer lange durchgehende Denkmalensemble ist seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden und zählt zu den bedeutendsten in Deutschland. In seinem Beitrag „Friedrichshafen – eine dynamische Seestadt „frisst“ ihre Kulturlandschaft“ brachte Eugen Rabold die Entwicklung der Industriestadt in Zusammenhang mit wirtschaftlichen Zyklen. So sei einer kurzfristigen Wachstumsphase Friedrichshafens der Schrumpfungsprozess stets auf dem Fuße gefolgt. Im beständigen Auf und Ab des Wachstumsprozesses sei der Siedlungsdruck auf die Nachbargemeinden übergeschwappt, die förmlich explodierten. Zivilisationskritische Aspekte mischten sich in Rabolds Fazit: „Diese Stadt greift ihre Kulturlandschaft seit ihrer Gründung an.“

Tourismus – Ein Wirtschaftssektor gefährdet seine eigenen Grundlagen

Kulturlandschaft – Ferienzweck. Der Nutzungsdruck auf den See kommt auch von außen, und doch könnten die Seeanwohner ohne den Tourismus nicht leben. Um die Gefährdung der Seeufergemeinden und ihres Umlandes ging es in drei weiteren Beiträgen: „Meersburg – Ein Stadtensemble und sein naturräumliches Umfeld unter touristischem Hochdruck“ (Heinz Tausendfreund, Felicitas Buch); „Die Salemer Klosterlandschaft um Birnau und Seefeld – Schleichende Gefährdung einer Kulturlandschaft“ (Ralph Bürk, Volker Caesar); „Die Mainau – Wo hat die Steigerung touristischer Attraktion ihre Grenzen?“ (Ilse Friedrich).

Wie hart umkämpft der Landschaftsraum rund um touristische Kleinode wie etwa die Birnau ist, illustrierte kämpferisch der Uhdinger Bürgermeister Ralph Bürk. Die Ruhe und Friedlichkeit der idyllischen Landschaft rund um die Birnau täusche. „Es ist ein juristisches Schlachtfeld, und nichts anderes!“ Gestritten werde hier um jedes Detail. Die geplante Unterschutzstellung des Areals als Gesamtanlage habe erbitterte Gegner unter Weinbauern, Landwirten und Gastwirten gefunden. Die Gemeinde sei sich ihrer Verantwortung für das einzigartige Ensemble bewusst und werde in ihrem Einsatz für die denkmalgeschützte Bausubstanz und die Kulturlandschaft nicht nachlassen. Freilich gelte es im Gegenzug, umsetzbare Angebote zur Lenkung der Touristenströme zu machen. Ein Mobilitätskonzept für den touristischen Ballungsraum Salem, Birnau, Meersburg, die Mainau und die Unteruhdinger Pfahlbauten werde derzeit erarbeitet.

In puncto Touristenströme ergeht es der Mainau ähnlich wie Lindau – 1,4 Millionen Besucher werden jährlich gezählt, an guten Tagen bis zu 15000. Über die Interessenkonflikte zwischen dem Wirtschaftsunternehmen Mainau und dem Denkmalamt referierte Ilse Friedrich. Nach der stürmischen Wandlung von der Kultur- zur Touristenlandschaft erfordere der Ausgleich aller Interessen eine Gratwanderung der besonderen Art. Angesichts der publikumsmächtigen Kombination von Exotik und Adel solle die Einhaltung des seit 1994 rechtskräftigen Bebauungsplanes dafür sorgen, dass die Insel nicht zum Disneyland verkomme.

Strategien aufzeigen, Zukunftsperspektiven entwickeln, divergierende Interessen so gut als möglich aufeinander abstimmen – dies war Anliegen der drei Fachbeiträge, die den See aus der Perspektive der Planer in den Blick nahmen. Raumplaner, Straßenplaner und Touristiker stellten ihre Aufgabenbereiche und Lösungsansätze vor: „Instrumente der Raumplanung – Großräumiger Schutz und nachhaltige Entwicklung der Bodenseelandschaft“ (Stefan Köhler); „Historische Kulturlandschaften und Verkehrsinfrastruktur – Neue kooperative Planungsansätze bei Trassenplanungen“ (Burchard Stocks und Hartmut Kohler); „Tourismus und Kulturlandschaft – Wieviel Touristen verträgt der See?“ (Matthias Brömmelhaus). Die „nachhaltige Entwicklung“ der Seelandschaft ist erklärte Absicht der Raumplaner. Im stark besiedelten Abschnitt zwischen Sipplingen und Kressbronn, den Stefan Köhler seinem Referat zu Grunde legte, wird die Nachhaltigkeit vom ständig wachsenden Siedlungsdruck bedroht. Für Köhler ist es weniger die gesetzliche Handhabe, die zum wirkungsvollen Schutz des Uferbereichs fehlt, als vielmehr die Bereitschaft in Politik und Verwaltung, die gesetzlichen Möglichkeiten rigoros auszuschöpfen. Zivilisationskritische Aspekte auch hier: Ohne die Bereitschaft, das eigene Verhalten zu ändern, die eigenen Ansprüche zu reduzieren, bleibe ein grundlegender Wandel in der Siedlungspolitik unwahrscheinlich.

Die Planung zur Fortführung der B 31(neu) im Bereich rund um die Birnau stellten Hartmut Kohler vom Straßenbauamt Überlingen und Burchard Stocks von der Planungsgruppe Ökologie und Umwelt Süd gemeinsam vor. Es ist keine leichte Aufgabe, die Trassenführung im hochsensiblen Gebiet festzulegen. Immerhin wird sich die geplante Straße dereinst als vierzig Meter breites, vierspuriges Trassenband durch die Landschaft winden und täglich von 30000 Fahrzeugen befahren werden. In der Computersimulation beeindruckte die Vielschichtigkeit der Planungsansätze. Mehrere Trassenvarianten wurden unter Berücksichtigung zahlloser Aspekte durchge-

spielt, bevor sich die Planer schließlich auf die siebte Variante verständigen konnten, die in gebührender Entfernung an der Birnau vorbeizieht, dafür aber Unter- und Oberuhldingen durchschneidet. Hier wurde einmal mehr deutlich, dass es die einfache, allen Ansprüchen gerecht werdende Lösung in der sensiblen Uferzone nicht gibt.

Zukunftsmusik spielte Matthias Brömmelhaus, der die Visionen der Touristiker für die weitere Entwicklung des bedeutenden Wirtschaftsfaktors am See vorstellte. „Mehr Tourismus“, so versprach er, „heißt nicht automatisch mehr Touristen!“ Qualitatives Wachstum stehe eindeutig vor quantitativem Wachstum. „Wir brauchen intelligente Lösungen zur Lenkung von Touristenströmen.“ Erklärtes Ziel sei die Reduzierung des Individualverkehrs zu den Ausflugszielen. Ein Markstein auf dem Weg dahin könnte die Bodensee-Erlebniskarte sein, die in dieser Saison eingeführt wurde und freien Eintritt bzw. freie Fahrt bei 121 Einrichtungen gewährt. Im kommenden Jahr soll das Leistungsspektrum der Karte neben der Bodenseeschiffahrt, die schon in diesem Jahr vielfach genutzt wurde, auch den landgestützten Personennahverkehr umfassen und zum Aussteigen aus dem PKW motivieren. Dass die Tagungsrunde den roten Faden bei der Fülle der Themen und Denkansätze nicht verlor, ist vor allem dem umsichtigen Moderator Helmut Lange zu danken. Mit strenger Hand wachte Lange über die Einhaltung der Zeitvorgaben, ohne die die Ausblicke aus dem Fenster nicht mehr den Einblicken im Vortragssaal entsprochen hätten. Auch die teils lebhaft geführte Diskussion verdankte seinen Denkanstößen viel.

Das Schiff als der magische point of view, der es erlaubt, den ganzen Bodenseeraum in Blick zu nehmen – für einen Tag gelang das Experiment. In der Vielstimmigkeit des Konzerts wurde deutlich, dass es die unwidersprochen bleibende endgültige Lösung eines Problems, wie marginal es auch sein mag, (noch) nicht zu geben scheint. Dazu sind die Interessen zu vielschichtig.

„Einfach ist es am See bestimmt nicht“, fasste Professor Hubert Krins vom Landesdenkmalamt Tübingen zusammen: „In vielen Bereichen muss die gemeinsame Sprache erst noch gefunden werden“. Einen gangbaren Weg dazu hat der Arbeitskreis „Denkmalpflege am Bodensee“ bei der Organisation dieser Tagung immerhin aufgezeigt – die lebendige interdisziplinäre Diskussion, die allen Teilnehmern so sinnfällig vor Augen führt, dass sie im selben Boot sitzen.

*Dr. Anne Overlack
Deienmooserstraße 7
78345 Moos-Bankholzen*

Personalia

Prof. Dr. Wolfgang E. Stopfel im Ruhestand

Ende September 2000 beendete Prof. Dr. Wolfgang E. Stopfel, Leiter der Außenstelle Freiburg, altershalber seine Tätigkeit beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. 34 Jahre war er in der Freiburger Dienststelle des Amtes tätig. Mit Herrn Stopfel schied der letzte Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes aus, dessen Wirken bis zum damaligen Staatlichen Amt für Denkmalpflege in Freiburg zurückreicht.

Wolfgang E. Stopfel wurde am 23.9.1935 in Reichenbach (Thüringen) geboren. Zunächst in Jena, dann seit 1958 in Freiburg, studierte er Kunstgeschichte, Christliche und Klassische Archäologie und Musikwissenschaften und promovierte 1964. Nach einem Stipendium an der Biblioteca Hertziana in Rom kam er ab 1.1.1966 wieder ans Denkmalamt nach Freiburg zurück, für welches er bereits als Student bei der Inventarisierung des Kreises Offenburg gearbeitet hatte. Seit 1969 Konservator, wurde er zum 1.10.1973 Leiter der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Freiburg und Leiter der Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes. April 1976 wurde er zum Hauptkonservator ernannt. Bereits seit 1968 führte er Kolloquien zur Denkmalpflege am kunsthistorischen Institut der Universität Freiburg durch, 1983 wurde er zum Honorarprofessor mit dem Schwerpunkt „Denkmalpflege“ ernannt.

In die Dienstzeit von Wolfgang E. Stopfel fielen zahlreiche große Sanierungs- und Instandsetzungsmaßnahmen im Regierungsbezirk, an denen er selbst beteiligt war oder durch seinen Rat ihre Durchführung begleitete: u.a. die Kirchenrestaurierungen vom Freiburger Münster, dem Fridolinsmünster in Bad Säckingen, dem Breisacher und Konstanzer Münster. Er leitete die abschließenden Maßnahmen der Restaurierung der ehemaligen Synagoge Sulzburg. Während seiner gesamten Amtszeit war ihm die denkmalpflegerische Betreuung von Schloss und Schlosskirche Rastatt sowie von Schloss Favorite übertragen.

Mit großem Engagement hat sich Prof. Stopfel für den Gedanken des Denkmalschutzes nicht nur als praktischer Denkmalpfleger, als Autor zahlreicher Publikationen und Vorträge eingesetzt, sondern auch in vielen Gremien, und besonders bei der universitären Ausbildung im Fach „Denkmalpflege“ hat er bestimmend mitgewirkt. Bei seiner Verabschiedung im Historischen Kaufhaus in Freiburg am 26. 9. 2000 wurde Prof. Dr. Wolfgang E. Stopfel das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Prof. Dr. Hubert Krins im Ruhestand

Am 25. Juli 2000 wurde Prof. Dr. Hubert Krins, Leiter der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes, im Kloster Bebenhausen in den Ruhestand verabschiedet.

Hubert Krins, geboren am 16. 6. 1937 in Hamburg, studierte zunächst Germanistik, dann Kunstgeschichte und schloss 1967 sein Studium mit der Promotion an der Universität Hamburg ab. Bereits als Student hatte er 1962 und 1963 an den großen Ausgrabungen in St. Dionys in Esslingen teilgenommen. Nach seiner Promotion übernahm er für einige Monate die Leitung der mittelalterlichen Ausgrabungen u. a. in Forchtenberg. Seit dem 1. Mai 1968 war Herr Krins fest beim damaligen Staatlichen Amt für Denkmalpflege in Tübingen angestellt, seit März 1975 als Konservator, seit August 1978 als Oberkonservator. Zum 1.5.1978 wurde er Leiter des Referates Bau- und Kunstdenkmalpflege und Leiter der Außenstelle Tübingen. Im August 1978 wurde er zum Oberkonservator, ein Jahr später zum Hauptkonservator ernannt. Seit 1975 hielt Hubert Krins Übungen am kunsthistorischen Institut der Universität Tübingen; 1988 wurde er zum Honorarprofessor an der Universität Tübingen ernannt.

In den 32 Jahren seiner Dienstzeit hat Herr Krins zahlreiche Kreise im Regierungsbezirk Tübingen zeitweilig betreut. Einen Schwerpunkt bildete hier sicher die Stadt Ulm. In diese Zeit fallen zahlreiche wichtige Restaurierungsmaßnahmen, die von ihm geleitet wurden, z.B. die langjährige denkmalpflegerische Betreuung von Kloster Beuron und Schloss Meßkirch, die Restaurierung des spätklassizistischen „Silchersaales“ im Museum in Tübingen, die Umgestaltung der Dreifaltigkeitskirche in Ulm zur evangelischen Begegnungsstätte oder die Instandsetzungs- und Erweiterungsmaßnahmen am Rathaus Isny. Herr Krins bezeichnet als die für ihn wichtigste Aufgabe die denkmalpflegerischen Maßnahmen in der Synagoge in Baisingen, Stadt Rottenburg.

Den Lesern des „Nachrichtenblattes“ ist Hubert Krins durch zahlreiche Beiträge zur Denkmalpflege, vor allem in der Stadt Ulm, bekannt. Ferner hat er in vielen Aufsätzen und Vorträgen über vielfältige denkmalpflegerische Themen berichtet, z.B. über technische Kulturdenkmale oder die „Beuroner Kunst“, und dabei Aufgaben und Ziele der modernen Denkmalpflege vermittelt. Besonders eingesetzt hat er sich bis zuletzt für die Entwicklung der Editions-Richtlinien für den ers-

ten Band der neuen „Denkmaltopografie Baden-Württemberg“.

Mit hohem persönlichen Engagement hat sich Prof. Krins als Denkmalpfleger für den Denkmalschutz eingesetzt, immer aber dabei mit Einfühlungsgabe die Belange der Partner berücksichtigt. Einen hohen Stellenwert hatte für Hubert Krins seine universitäre Lehrtätigkeit. Hatte er doch erkannt, dass die Vermittlung von Aufgaben und Zielen denkmalpflegerischer Tätigkeit in die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses im Bereich der Kunstgeschichte integriert werden sollte.



Dr. Folke Damminger

Dr. Folke Damminger

Archäologische Denkmalpflege Karlsruhe

Folke Damminger wurde 1962 in Kirchheimbollen (Donnersbergkreis) geboren. Aufgewachsen in Frankenthal/Pfalz studierte er ab 1984 die Fächer Vor- und Frühgeschichte, Alte Geschichte, Klassische Archäologie und Volkskunde an den Universitäten Mainz, Kiel und Basel. Als Stipendiat der Universität Mainz, dann der Gerda-Henkel-Stiftung, verfasste er in Mainz seine Dissertation über die merowingerzeitliche Siedlungsgeschichte des südlichen Kraichgau. Die Arbeit wurde 1997 mit dem von der Stadt Heidenheim/Brenz gestifteten „Kurt-Bittel-Preis für Süddeutsche Altertumskunde“ ausgezeichnet. Nach der Promotion folgte eine befristete Tätigkeit an der Außenstelle Speyer des Landesamtes für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz. Er war in Speyer verantwortlich für die Ausgrabungen in der frühmittelalterlichen Siedlung „Villa Spira“.

Nach dem Wechsel zum Landesamt für Archäologie im Freistaat Sachsen im Sommer 1994 wirkte er zunächst in der Dresdner Zentrale bei der Inventarisierung archäologischer Denkmale mit, bevor er noch im gleichen Jahr die Leitung vorgeschichtlicher Flächengrabungen im sächsischen Lösshügelland übernahm. Zum Jahresbeginn 1995 erfolgte die Versetzung in die Stadt Leipzig.

Von 1996 bis 1999 wirkte er am Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichte der Universität Regensburg und leitete im Rahmen eines interdisziplinären Projektverbundes die archäologischen Ausgrabungen in der bronze- und urnenfelderzeitlichen Höhenbefestigung auf dem an der Donau bei Straubing gelegenen Bogenberg.

Seit April 2000 ist Folke Damminger als Referent in der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg zuständig für die Archäologie des Mittelalters im Regierungsbezirk Karlsruhe.



Dr. Martin Hahn

Dr. Martin Hahn

Bau- und Kunstdenkmalpflege Stuttgart

Martin Hahn, Jahrgang 1969, studierte an den Universitäten Marburg/Lahn und Bamberg Geographie, Kunstgeschichte, Denkmalpflege sowie Bau- und Siedlungsgeschichte. Die Diplomarbeit beschäftigte sich mit der interdisziplinären Inventarisierung eines Dorfes samt seiner zugehörigen Flur in Sachsen, das aufgrund der Ausweitung des Braunkohlentagebaus inzwischen abgetragen worden ist.

Die Themenschwerpunkte Ortsanalyse und Kulturlandschaft setzten sich nach dem Studium als freiberuflicher Gutachter für das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege fort. Hier entstanden zahlreiche denkmalpflegerische Fachstudien zu Dorferneuerungen, Flurbereinigungen und Stadt-sanierungen. Parallel dazu erarbeitete Herr Hahn eine Dissertation zum Thema „Historische Umsetzungen“, die sich mit der unterschiedlichen Verwendung öffentlicher Gebäude des städtischen Raums im Laufe der vergangenen Jahrhunderte befasste.

Nach Abschluss der Promotion am Fachbereich Architektur der Technischen Universität Berlin 1999 ist Herr Hahn seit Februar 2000 im Referat Bau- und Kunstdenkmalpflege in Stuttgart als Referent für Planungsberatung tätig. Seine Tätigkeit besteht in der gutachterlichen Stellungnahme zu raumwirksamen Planungen, flächenhaften Denkmälern und Gesamtanlagen aus städtebaulich-denkmalpflegerischer Sicht in Zusammenarbeit mit den Gebietsreferenten der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologie sowie der Inventarisierung.

Dr. Anne-Christin Schöne

Bau- und Kunstdenkmalpflege Tübingen

Anne-Christin Schöne arbeitet seit März 2000 als Referentin in der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen, und betreut hier den Landkreis Ravensburg.

In Dresden geboren und in Halberstadt aufgewachsen absolvierte sie vor dem Studium ein einjähriges Praktikum im Restaurierungsatelier des damaligen VEB Denkmalpflege in Halle. Das Studium der Kunstgeschichte und der Geschichte an den Universitäten Leipzig, Tübingen und Köln schloss sie 1996 mit dem Magister Artium ab; zwei Jahre später ermöglichte ein Stipendium der Universität Köln die Promotion über romanische Bauplastik und Architektur der Stiftskirche in Hammersleben.



Dr. Anne-Christin Schöne

Bereits während des Studiums sammelte sie erste Berufserfahrungen in verschiedenen Architektur- und Bauforschungsbüros in Niedersachsen. Das eigene Interesse an der deutsch-deutschen Geschichte führte zu einer fünfjährigen Tätigkeit als Freie Mitarbeiterin im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn. Unmittelbar nach Abschluss der Promotion trat sie ein Volontariat im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg an. Der jetzigen Stelle ging eine Vertretung innerhalb der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege – ebenfalls im Landkreis Ravensburg – voraus.

Dr. Günther Wieland

Archäologische Denkmalpflege Karlsruhe

Günther Wieland wurde 1962 in Tomerdingen (Alb-Donau-Kreis) geboren. Nach dem Abitur studierte er ab 1983 Vor- und Frühgeschichte, Provinzialrömische Archäologie, Alte Geschichte und Volkskunde an den Universitäten München und Saarbrücken. Während des Studiums nahm er an zahlreichen Grabungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg teil, ebenso an Grabungen des Deutschen Archäologischen Instituts und der Universität Saarbrücken in Griechenland und Bulgarien. 1989 erfolgte die Magisterprüfung in München. Gegenstand der Magisterarbeit waren die keltischen Viereckschanzen von Fellbach-Schmidlen und Ehningen. Es folgten weitere Forschungen zur Archäologie der späten Kelten in Südwestdeutschland. 1993 schloss Herr Wieland sein Studium mit einer Dissertation über die Spätlatènezeit in Württemberg ab.

Im Rahmen des Reisestipendiums des Deutschen Archäologischen Instituts führte ihn eine wissenschaftliche Studienreise von 1993 bis 1994 durch die Länder des Mittelmeerraumes, den Vorderen Orient und das nördliche Schwarzmeergebiet.

Im Oktober 1994 trat er eine befristete Stelle für das Forschungsprojekt „Spätkeltische Siedlungen“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Stuttgart an. Bis 1999 führte er für dieses Projekt Grabungen und Aufarbeitungen durch. Von Oktober 1999 bis Februar 2000 übernahm er eine Vertretung in der Leitung der Stadtarchäologie in Ulm und des Archäologischen Stadtkatasters Baden-Württemberg.

Seit 1. März 2000 ist Günther Wieland als Gebietsreferent an der Außenstelle Karlsruhe für die Archäologische Denkmalpflege im südlichen Teil des Regierungsbezirkes zuständig. Als wesentliche Aufgaben in seinem Tätigkeitsbereich sieht er neben der möglichst umfassenden Sicherung

und Dokumentation der archäologischen Denkmäler auch das Schließen von Wissenslücken regionaler und chronologischer Art durch gezielte Schwerpunktbildung. Wichtige Ziele sind schließlich die wissenschaftliche Bearbeitung und die Publikation von Grabungsergebnissen im Zusammenwirken mit Nachbarwissenschaften im Sinne einer modernen Siedlungsarchäologie – ebenso gilt es, an aktuellen Beispielen die Bedeutung der Landesarchäologie einem breiten Publikum im Rahmen von Sonderausstellungen und Denkmalbeschilderungen nahe zu bringen.



Dr. Günther Wieland

Ausstellung

Lieber Römer ausgraben als arbeitslos
Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und
Archäologie

Eine Ausstellung des Arbeitsamtes Rottweil und
des Landesdenkmalamtes

1. Februar bis 9. März 2001
Klosterbau-Galerie im Rathaus
Klosterstraße 3, 78727 Oberndorf/Neckar
Montag bis Freitag 8–17 Uhr
Weitere Informationen: Tel. 0741/17402 17

Die Wanderausstellung, über welche Seite 276f. berichtet wird, wird nach Rottweil und Balingen im Winter 2001 auch in Oberndorf/Neckar gezeigt. Auch hier wird ein Begleitprogramm durchgeführt werden.

Buchbesprechung

Franz Peter und Franz Wimmer

Von den Spuren. Interpretierender Wiederaufbau im Werk von Hans Döllgast
Verlag Anton Pustet, Salzburg 1998.
119 Seiten mit 118 Abbildungen. 48,- DM.

Hans Döllgast war unter den Münchner Architekten der Nachkriegszeit zwar nicht der modernste, aber doch der bedeutendste. Sein zutiefst verankertes Hauptanliegen nach Kriegsende war die Ruinenrettende, reparierende Wiederherstellung kriegszerstörter Münchner Bauzeugnisse aus dem 19. Jahrhundert.

Er hat dieses Anliegen unter schwierigsten Voraussetzungen durchgesetzt und als intelligenter Baupraktiker ebenso wie als eminent sicherer Entwerfer in unvergleichlicher Art eingelöst: an Klenzes Alter Pinakothek, an Zieblands Basilika

St. Bonifaz, an der Aussegnungshalle im Osterfriedhof sowie – in besonders sensibler Weise – an Gebäuden und Mauern im jeweils Alten Nord- und Südfriedhof.

Eben diese Reparaturleistungen im Architekturwerk Döllgasts werden von Franz Peter und Franz Wimmer in dem Band „Von den Spuren“ (eine Kapitelüberschrift in Döllgasts „journal retour“) vermittelt. Sie werden dargestellt anhand jener dreierlei sichtbaren Zeitschichten – Entstehungszeit, Zerstörungsgeschick und die Narben aus dem sparsam bedachten Schließen der Wunden –, die in der neu gewonnenen Ganzheit dieser Bauten anschaulich ablesbar sind und ihre Erinnerungsfähigkeit ausmachen.

Der Begriff des „interpretierenden Wiederaufbaues“, den die Autoren als Untertitel des Buches gesetzt haben, stammt in seiner programmatischen Wurzel zwar von Rudolf Schwarz. Er wurde in der Nachkriegszeit aber wohl nirgends (und später schon gar nicht) so schlüssig einfach und überzeugend umgesetzt wie bei Döllgast. Er hat die Kriegslücken in einer Material- und Gestaltssprache so geschlossen, dass einerseits der Architekturcharakter und die Gesamtordnung dieser einstigen Bauleistungen nachvollziehbar und andererseits die Narben in dem Sinn sichtbar bleiben sollten, von dem Tilmann Breuer sagte: das Denkmal hat auch das Recht, seine Wunden zu zeigen. Die schonenden Wiederaufbaulösungen, die Döllgast bis zu seinem Tod im Jahre 1972 beschäftigten, haben nichts mit denkmalpflegerischen Vorgaben oder Theorie-Lehrsätzen zu tun; ihm ging es zunächst ganz pragmatisch um die Erhaltung und Wieder-Benutzbarkeit der Reste stadtprägender Architektur, dann aber – aus Verlosterfahrung heraus und damit tiefer gedacht – auch um den Dialog mit Ruinen.

Norbert Huse hat vor allem auch mit Bezug auf die karg-schlichten Reparaturlösungen im Südlichen Friedhof von architektonischer Trauerarbeit gesprochen, bei der dann eben auch ein Notdach (wie zuletzt und so besonders eindrucksvoll bei der Allerheiligen-Hofkirche Klenzes) oder die Verwendung von Baumaterial aus Ruinenschutt oder einfache Stahlstützen genug sein konnten, oder auch eine Art von Ausbesserung (immer der Situation angemessen), die man heute als Flickwerk abtun würde.

Aber vielleicht kann es gerade deswegen auch für den heutigen Denkmalpfleger lohnend sein, diesen Band in die Hand zu nehmen, in einer Zeit, in der das tägliche Fragen zum rechten Umgang mit Altersspuren oder geschichtlich bedingten „Störungen“ eine Antwort zunehmend nur in Theorie und Charta-Artikeln sucht, anstatt ganz einfach im Fragen nach dem Bedarf des Denkmalpatienten als Geschichtszeugnis.

Die beiden Autoren haben die Wiederaufbauarbeit Döllgasts in all ihren Facetten in sachlich würdiger Weise beschrieben und anhand von qualitativ voll angemessenen Abbildungen, die – überdies bemerkenswert – durchwegs als Schwarzweißfotos zusätzlich etwas vom Einfachen der Döllgastschen Anliegen und Lösungen vermitteln.

Das Sichtbar-Sparsame als Grundcharakter in Döllgasts Wiederaufbauwerk wird immer wieder ursächlich in Zusammenhang gebracht mit den zeitbedingten Sparzwängen. Natürlich gilt auch für Döllgast das „Not macht erfinderisch“. Aber das Uneitel-Einfache und die respektvolle Nachfrage- bzw. Auseinandersetzungsbereitschaft mit dem Überkommenen waren in ihm selbst angelegt. Döllgast also ein Glücksfall für das damalige München.

Die Autoren haben wohl eines nicht gewusst und nur deshalb nicht erwähnt: Döllgast hat in seinen letzten Jahren leicht verschmitzt davon gesprochen, die oft genug mit Unverstand kritisierten „nackten“ Eisenstützen an der Alten Pinakothek vielleicht doch noch mit Keramikschalen zu ummanteln – sie optisch angenehmer zu machen. Auch Geld wäre jetzt dagewesen. Heute wissen wir zudem: Die Zeit der Macher und des Denkmal-Schönmachens war angebrochen – auch in der staatlichen Bauverwaltung der Alten Pinakothek.

Döllgast hat also zwar um diese Möglichkeit des „Verbesserns“ gewusst, hat sie auch bedacht, dann aber bewusst wieder verworfen.

Auch diese Notiz gehört mit herein, wenn in denkmalpflegerischer Rückschau gesagt werden darf: In der bewegten Geschichte des „Umgangs mit der Lücke“ hat Hans Döllgast eines der bemerkenswertesten und schönsten Kapitel geschrieben.

August Gebeßler

Abbildungsnachweis

Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau, Uni Karlsruhe: 254–263; Marquardt, Erhardt, Uttenrodt, Freiburg/Neckar: 247 oben;

Foto privat: 286, 287;

LDA, Hemmenhofen: 265 oben, 267 unten;

LDA, Karlsruhe, B. Hausner: 237, 245 oben, 246;

LDA, Stuttgart, Restaurierung: Titelbild, 245, 249–252;

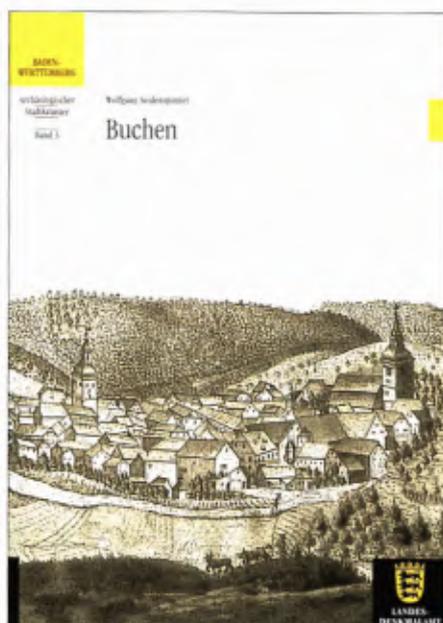
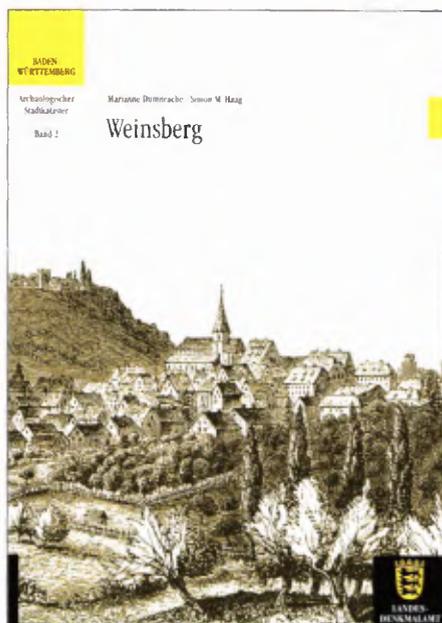
LDA, Stuttgart, Y. Mühleis: 271 unten;

LDA, Stuttgart, B. Steiner: 276, 277;

LDA, Stuttgart: 233, 247 unten;

LDA, Tübingen: 242.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg



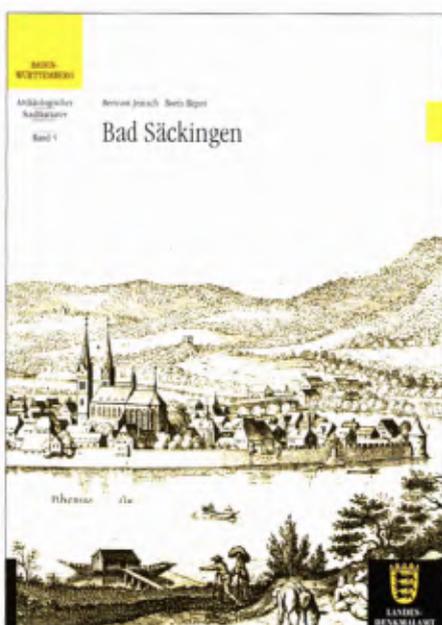
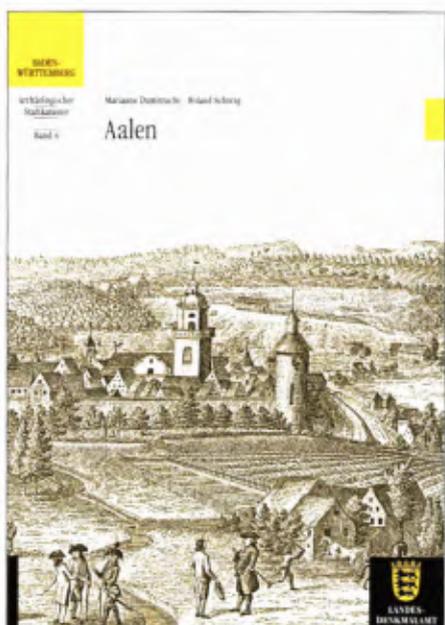
Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg

Seit Beginn des Jahres 2000 erscheint der Archäologische Stadtkataster Baden-Württemberg in gedruckter Form. Der Archäologische Stadtkataster Baden-Württemberg befasst sich mit jenen über 300 Städten des Bundeslandes, die schon im Mittelalter, in wenigen Fällen bereits in römischer Zeit, bestanden haben. In diesen Städten

kommt den archäologischen Zeugnissen, die Auskunft über die Entstehung und Entwicklung einer Stadt geben können, eine herausragende Bedeutung zu. Vielfach reicht die „archäologische Stadtgeschichte“ über die ältesten schriftlichen Überlieferungen zurück und kann entscheidende Informationen über eine Stadt und ihre frühe Geschichte bergen. Durch die Zusammenstellung der archäologischen Befunde und Funde erhalten sowohl die Stadtplanung als auch die

archäologische Denkmalpflege einen Überblick über die archäologisch-historischen Fragestellungen innerhalb der jeweiligen Stadt. Der Stadtkataster bildet durch die Ausweisung archäologisch relevanter Areale bei Bebauungsplänen, Stadtteilanierungen und sonstigen Planungsverfahren eine qualifizierte Planungsgrundlage.

Die Hefte werden herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und der be-



treffenden Stadtverwaltung. Erschienen sind folgende Hefte:

Heft 1: M. Dumitrache, Konstanz. 228 Seiten mit 29 Abbildungen, 3 Karten. 39,50 DM.

Heft 2: M. Dumitrache, S. H. Haag, Weinsberg. 76 Seiten mit 11 Abbildungen, 7 Karten. 38,50 DM.

Heft 3: W. Seidenspinner, Buchen. 59 Seiten mit 7 Abbildungen, 7 Karten. 49,50 DM.

Heft 4: M. Dumitrache, R. Schurig, Aalen. 66 Seiten mit 5 Abbildungen, 6 Karten. 38,- DM.

Heft 5: B. Jenisch, B. Bigott, Bad Säckingen. 127 Seiten mit 10 Abbildungen, 5 Karten. 37,- DM.

Heft 6: W. Seidenspinner, Rosenberg (in Vorbereitung).

Heft 7: A. Schneider, Biberach an der Riß (in Vorbereitung).

Die Hefte erscheinen in kleiner Auflage. Bezug über die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte und die betreffende Stadtverwaltung.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit:
Mörikestraße 12; Technische Dienste, Inventarisierung: Mörikestraße 20
70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Abteilungsleitung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-513

Restaurierung
Mörikestraße 12
70 178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 64 93-15
Telefax (07 11) 6 64 93-41

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-700
Telefax (07 11) 16 94-707

Unterwasser-/Pfahlbauarchäologie
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (07 735) 30 01
Telefax (07 735) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-44

Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 2 07 12-0
Telefax (07 61) 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters
Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Gartenstraße 79
72074 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-1
Telefax (0 70 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege

Alexanderstraße 48
72070 Tübingen
Telefon (0 70 71) 9 13-0
Telefax (0 70 71) 9 13-201